

Steffi Frei

In den Farben der Finsternis (Sammelband I)

Blutrot & Tiefschwarz

Bisher von Steffi Frei erschienen:

Farben der Finsternis-Vampirreihe:

In den Farben der Finsternis: Blutrot

In den Farben der Finsternis: Tiefschwarz

In den Farben der Finsternis: Mitternachtsblau

In den Farben der Finsternis: Knochenweiß

In den Farben der Finsternis Sammelband I: Blutrot & Tiefschwarz

Fearane-Trilogie:

Das Schicksal der Fearane: Die letzte Tiare

Das Schicksal der Fearane: Feder und Metall

Das Schicksal der Fearane: Kristallseele

Einzelbände:

Rayana und die Sonnenkinder von Sol-Dhana

Myzinthias Rache

Mehr Informationen zur Autorin unter <https://steffifrei.de/>

In den
Farben
der Finsternis

blutrot &
tiefschwarz

STEFFI FREI

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Autorin unzulässig. Dies
gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung,
Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

überarb. Neuauflage 2025

© 2021 Steffi Frei

Lektorat: Cao Krawallo (<https://caokrawallo.de/>)

Coverdesign: Steffi Frei

Buchsatz: frei & fantastisch Lektoratsservice (<https://freiundfantastisch-lektorat.de/>)

Illustrationen: L. S. Reinwarth

Herstellung und Verlag: Bookmundo (Mijnbestseller Nederland B.V. |
Delftestraat 33 | 3013AE Rotterdam)

ISBN: 9789403807782

www.steffifrei.de

Für Tobi

Mein Partner in Crime und Gefährte in der Finsternis

Und für alle,

die die Schönheit der Finsternis sehen können

Playlist

Die folgende Playlist hat mich durch den Schreibprozess beider Einzelbände begleitet. Einige Lieder spielen eine Rolle innerhalb der Geschichte, andere passen einfach thematisch oder atmosphärisch dazu. Viel Spaß beim Reinhören!

1. Vampire – *Pretty wild*
2. The Sound of Silence – *Disturbed*
3. Bloodstream – *The Chainsmokers*
4. The Fear – *The Score*
5. Bitter Sweet Symphony – *The Verve*
6. Be not so Fearful – *A. C. Newman*
7. Dancing in the Moonlight – *Toploader*
8. Dont Look Back in Anger – *Oasis*
9. Blood Red – *The Maine*
10. Bring me to Life – *Evanescence*
11. Come as You Are – *Nirvana*
12. SIN (DEMO) – *Labrinth*
13. The Afterlive – *Bush*
14. Monster – *Skillet*
15. Vampire Heart – *HIM*
16. Rebirthing– *Skillet*
17. Blood to Bleed – *Rise Against*
18. Dead Bite – *Hollywood Undead*
19. Wings of a Butterfly – *HIM*
20. Paint it Black – *Darkseed*
21. Falling Inside the Black– *Skillet*
22. Black Velvet– *Alannah Myles*
23. Where Is My Mind?– *Pixies*
24. Vampire Lover – *Genitorturers*
25. Bullet With My Butterfly Wings– *The Smashing Pumpkins*

26. Running In Your Veins – *Renegade Five*
27. Dangerous Love – *Bush*
28. Let the Night Last Forever – *Inkubus Sukkubus*
29. Wherever You Will Go – *The Calling*
30. The Bitter End – *Placebo*

Zur Spotify-Playlist:



Übersetzungen

In diesem Buch tauchen gelegentlich fremdsprachige Begriffe auf, die dem Sprachgebrauch der Protagonisten entsprechen. Nicht immer erschließt sich die Bedeutung aus dem Kontext oder wird eine Übersetzung im Text vorgenommen. Daher findest du hier eine Übersicht aller Übersetzungen. Einzig bei den wenigen englischen Begriffen habe ich darauf verzichtet. Mein besonderer Dank gilt meiner geschätzten Kollegin Paola Baldin und ihren Eltern, die meine Liste russischer Übersetzungen auf Korrektheit geprüft haben. Für die irisch-gälischen und ungarischen Wörter habe ich eine Übersetzungssoftware zurate gezogen und die Begriffe nach bestem Wissen und Gewissen übersetzt. Dennoch kann ich keine Garantie für die Korrektheit geben. Ich bitte, dies zu berücksichtigen.

Russisch

da = Ja

dawai = komm!/komm schon!

gryaznaya zmeya = dreckige Schlange

krasiveye = Hübscher

krysa = Ratte

Marishka = russische Form des Namens Maria/Verbitterung

moy brat = mein Bruder

moy (staryy) drug = mein (alter) Freund

net! = nein

Printessa = Prinzessin (hier als Kosename)

sa sdarówje = Zum Wohl!/Auf die Gesundheit (Trinkspruch)

svoloch' = Bastard

udachi = Viel Glück

Upir Rodnya = Vampirsippe (hier als Name einer Vampirgang)

Zhazhda Krovi = Blutdurst (hier als Name eines Clubs)

Irish-Gälisch

Bean = Frau

Cara = Freund

ní hea = nein

Slán = Tschüss

Ungarisch

Sziasztok! = Hallo! (an mehrere Personen gerichtet)

Französisch

l'amour = die Liebe

la congrégation = die Kongregation/Gemeinde

merde = Scheiße

ménage-à-trois = Dreierverhältnis, Dreierbeziehung

papillon de nuit = Nachtfalter

Petit Marrakech = Kleines Marrakesch (hier als Name eines Restaurants)

pour = für

Spanisch

la abuela = die Großmutter

Content Notes

Bei »*In den Farben der Finsternis*« handelt es sich um Dark Fantasy für erwachsene Leser*innen. Für meine Vampire gelten als Wesen der Finsternis andere Moralvorstellungen als nach humanen Maßstäben angemessen. Zwar haben sich die meisten meiner Vamps menschliche Anteile und Werte bewahrt, aber ihre dunkle Natur fordert mal stärker, mal spärlicher ihren Tribut. Genau diese Auswirkungen des steten inneren Kampfes zwischen Mensch und Monster, des durchlebten Traumas durch den eigenen Tod und der blutrünstigen impulsiven Triebe bilden ein zentrales Element dieser Buchreihe. Dementsprechend kommt es in dieser Geschichte vermehrt zu *expliziten Gewaltdarstellungen verschiedenster Art* (physisch wie psychisch, selten auch sexuell) bis hin zu *Tötungen, toxischen Verhaltensweisen in Beziehungen, Diskriminierung, Substanzmittelmissbrauch* (fiktive Drogen und Alkohol) und wenig überraschend wiederholt zum *Konsum von Blut*. Teilweise werden solche Vergehen seitens der Charaktere verherrlicht (und nicht immer hinreichend kritisch eingeordnet). Selbstverständlich spiegelt eine derartige Sichtweise nicht die Überzeugungen der Autorin, also mir, wieder, sondern resultiert aus der fiktiven Lebenswelt der Figuren.

Die Protagonistin Milena hat zudem durch ein Trauma mit verschiedenen *psychischen Störungen und Erkrankungen* (u. a. Angststörung, PTBS, Depression, selbstverletzendes Verhalten) zu kämpfen, die sie teils sehr intensiv erlebt. Mir war eine authentische Darstellung sehr wichtig, die aber für betroffene Personen möglicherweise schwer zu ertragen sein oder triggernd wirken könnte. Trauma, deren Verarbeitung und damit einhergehende psychische Prozesse und Störungen vor allem aus vampirischer – und dennoch möglicherweise übertragbarer – Sicht stellen ein wiederkehrendes Element der Reihe dar. Weitere Infos dazu findest du unter

<https://steffifrei.de/trigger-und-content-notes-zu-meinen-buechern/#in-den-farben-der-finsternis>. Gern beantworte ich dir deine Fragen, wenn du hinsichtlich spezieller Themen unsicher bist (z. B. per Mail an kontakt@steffifrei.de).

Sofern du mit dem Lesen von Dark Fantasy oder Horror vertraut bist und die genannten Themen und Inhalten dich nicht abschrecken, dürfte deinem Lesevergnügen nichts im Weg stehen. In dem Fall wünsche ich dir finsterschöne Unterhaltung durch Milena, Rico, Vic und Co., die du trotz aller moralischen Vorbehalte ganz sicher ins Herz schließen wirst.

Band 1

blutrot



Prolog

2021, Schloss Schattestein, nahe Lietburg, Deutschland

Sie blickte erwartungsvoll auf die drei Männer hinab, die vor ihr auf dem Boden knieten. Bedächtig schlug sie ihre Beine übereinander und richtete sich auf, die Finger eng um die gargoyleartigen Verzierungen an den Armlehnen ihres steinernen Thrones geschlungen. Erregt fuhr sie sich mit der Zungenspitze über die Oberlippe. »Sprecht!«, herrschte sie die drei jämmerlichen Gestalten zu ihren Füßen an und wedelte ungehalten mit einer Hand. Sie roch die Furcht und spürte den Widerstand der Männer, und genoss es zutiefst, ihren Willen allmählich brechen zu sehen.

»Als meine Herrin nehme ich Euch an, Euch will ich dienen für die Ewigkeit, nehmt mein Blut als Zeichen meiner Treue und Ergebenheit«, sprachen die drei im Chor.

Sie schlug sich in aufgesetzter Ergriffenheit eine Hand aufs Herz und seufzte. Gebannt verfolgte sie dann, wie die drei die eisernen Dolchklingen an ihre Hälse führten, um sich mit einer raschen Bewegung die eigenen Kehlen zu durchtrennen. Es waren besondere Klingen, geschmiedet in der Glut verbrennender Vampire. Eine lang vergessene Schmiedekunst und die einzige Art, Metall zu einer für Vampire tödlichen Schneide zu verarbeiten. Es gab nur noch wenige Waffen dieser Art, dafür hatte sie gesorgt.

Als sie beobachtete, wie das Blut aus den aufgeschlitzten Kehlen

quoll, entfuhr ihr ein kleiner Schrei der Verzückung. »Ja, lasst es fließen!«, rief sie und winkte aufgeregt ihre drei jungen Blutdienerinnen heran. Sie eilten herbei, um den dunkelroten Lebensnektar der Verblutenden mit silbernen Kelchen aufzufangen.

Die Männer röchelten und schwankten, doch sie hielt ihre Körper mit ihrer Willenskraft aufrecht, so konnte sie ihnen besser beim Ausbluten zusehen. Eigentlich war für das Ritual nur eine geringe Menge Blut erforderlich, aber sie genoss den Anblick zu sehr, als dass sie darauf verzichtet hätte. Der Geruch des frischen Blutes drang in ihre Nase und ließ sie vor Verlangen aufkeuchen. Es kostete sie einiges an Selbstbeherrschung, sich nicht auf die Männer zu stürzen und direkt aus der Quelle zu trinken. Aber sie war schließlich nicht irgendein niederes Geschöpf; sie war die Blutgräfin. Bei dem Gedanken lachte sie glockenhell auf.

Sobald die Kelche gefüllt waren, schnipste sie mit den Fingern und die drei Männer kippten zur Seite. Sie würde sie nicht vollständig ausbluten lassen, denn das würde ihre Regenerationszeit nur unnötig hinauszögern. Und schließlich brauchte sie kräftige Sklaven.

Die jungen Dienerinnen traten mit ehrfürchtigen Schritten auf sie zu, die blutgefüllten Kelche vor sich haltend. Sie ergriff einen und führte ihn bedächtig an ihre Lippen. Ihr Körper erbebt, als der erste Tropfen ihre Zunge traf. In kräftigen Zügen leerte sie das Gefäß und tupfte sich standesgemäß mit einer schneeweißen Serviette die Blutstropfen aus den Mundwinkeln. Hastig ergriff sie den zweiten Kelch und nahm auch dessen Inhalt gierig in sich auf. Den letzten hingegen leerte sie gemächlich. Sie wollte jeden einzelnen Tropfen davon genießen.

Die Dienerinnen nahmen die geleerten Gefäße entgegen und entfernten sich. Wohlig seufzend erhob sich die Blutgräfin und schritt anmutig auf die drei sterbenden Männer zu, die zuckend auf dem Boden lagen. Vorsichtig führte sie einen ihrer schlanken Zeigefinger an den Mund, ließ die Spitze hineingleiten und über einen ihrer scharfen Eckzähne fahren. Sie zog den Finger wieder

hervor, auf dessen Kuppe ein einzelner Blutstropfen wie ein winziger Rubin glitzerte.

Galant beugte sie sich über den ersten Mann. Sanft streichelte sie ihm mit einer Hand die bleiche Wange. »Nimm mein Blut, als Zeichen unserer Verbindung. Möge mein Blut in deinen Adern dich stets daran erinnern, wem du zur Treue verpflichtet bist«, hauchte sie. Dann betupfte sie seine Lippen mit ihrer blutenden Fingerspitze.

Mit einem Mal riss der Sterbende die rotgeränderten Augen weit auf, die Pupillen in den tiefschwarzen Iriden fokussierten sie ehrfürchtig. Dann klappte der Kiefer des Mannes auf und scharfe Reißzähne kamen zum Vorschein. Blitzschnell fuhr die Zunge dazwischen hervor und leckte die feinen Blutspuren von den ausgetrockneten Lippen. Sein Leib erzitterte und ein dunkles, seliges Grollen drang aus den Tiefen seiner Kehle.

Sie lächelte zufrieden und tätschelte ihrem neugeborenen Sklaven die Wange. Er würde ihr fortan hörig sein, ganz gleich, was sie von ihm verlangte. Doch zunächst musste er wieder zu Kräften kommen. Sie winkte eine der Dienerinnen herbei, die sich auf leisen Sohlen näherte, ergriff ihre Hand und zog sie zu sich herab. Zärtlich strich sie der jungen Frau mit dem glasigen Blick die dunklen Haare nach hinten, um ihren Hals zu entblößen, und drückte ihren Kopf sanft hinab. »Trink, mein Liebster!«, hauchte sie.

Schon reckte sich der Oberkörper ihres jüngsten Sklaven empor. Seine Reißzähne drängen tief in die dünne Haut der wehrlosen Frau ein und rissen dabei ihre Halsschlagader auf. Die Dienerin keuchte einmal leise auf, leistete aber keinerlei Widerstand. Warum auch, ihr Lebenssinn bestand darin, ihrer Herrin zu dienen. Ihr unbedeutendes Leben zu geben war ihr höchstes Ziel. So hatte es die Blutgräfin all ihren menschlichen Dienerinnen und Dienern eingetrichtert.

Sie verabreichte auch den anderen beiden Männern einen Tropfen ihres Blutes und ließ sie sich anschließend an zwei weiteren Dienerinnen laben. »Stärkt euch, meine Sklaven, ihr werdet eure

Kräfte brauchen«, wisperte sie, während sie zwischen den gierig saugenden Männern umher schritt. Sie roch das frische Blut, atmete den Duft tief ein, lauschte auf den abebbenden Herzschlag der niederen Frauen, die leise stöhnten und unter den Händen ihrer Todesbringer bebten. Als die beinahe blutleeren Leiber auf dem blanken Steinboden aufschlugen, wandten sich die drei genährten Sklaven ihrer Herrin zu. Sie winkte sie mit einer bei-
läufigen Handbewegung heran und schwelgte in dem Anblick der vor ihr knienden Männer, Ehrfurcht und blinder Gehorsam in den Augen.

»Wem dient ihr?«, fragte sie leise. Das aufsteigende Gefühl von Macht erregte sie zusehends und ihre Stimme zitterte leicht.

»Euch, Herrin«, verkündeten die drei Männer voller Inbrunst.

Ihr entfuhr ein Keuchen. Sie biss sich auf die Unterlippe, während sie den Sklaven nacheinander ihre Hand anbot, damit sie diese küssten. »Für wahr, ich bin eure Herrin und ihr werdet mir nützliche Dienste erweisen. Wir haben einiges vor, meine Liebsten. Schon bald wird hier alles in Chaos versinken und ich, ich werde darüber herrschen!« Sie lachte. »Nun geht, bis ich euch rufe!«

Als die Männer sich folgsam erhoben, griff sie den mittleren beim Arm. Seine Oberarme waren überaus muskulös und sein bleiches Gesicht wies markante Wangenknochen auf. Er wirkte wie ein Mann, der es nicht gewohnt war, sich einer Frau zu unterwerfen, und sie würde Freude daran haben, es ihn zu lehren. Zudem hatte sein Blut vorzüglich gemundet. Sie zog ihn mit sich zu ihrem Schlafgemach. In dieser Nacht würde sie ihn gewiss noch viele Male aussaugen, daher ließ sie gleich ein ganzes Dutzend Blutdienerinnen und -diener in ihr Gemach bringen. Sie musste ihn bei Kräften halten, damit er all ihre Bedürfnisse befriedigen konnte. Und davon gab es viele, denn sie war eine gierige Frau – einige würden womöglich sagen: unersättlich. Und so würde in dieser Nacht das Blut wieder in Strömen fließen und sie würde darin baden.



Kapitel 1

Milena

Ich atme tief durch, konzentriere mich voll und ganz auf die Luft, die durch meine Nase in meine Lunge dringt, und bilde mir ein, dass sie mich mit Mut und Kraft füllt. *Eins, zwei.* Langsam lasse ich die Luft wieder entweichen und schicke gedanklich meine Angst mit ihr fort. Doch die ist hartnäckig und will sich nicht so leicht von mir lösen. Meine Hand liegt immer noch auf der Klinke der verschlossenen Wohnungstür, die schwitzigen Finger drohen abzurutschen, deswegen packe ich fester zu. In meinem Inneren breitet sich das allzu vertraute Kribbeln aus, als würde sich eine Million Ameisen auf LSD darin tummeln. Es ist ein wahres *Tomorrowland* der Insekten und in meinem Magen steht die Hauptbühne. Ich kann förmlich den Bass spüren, der beharrlich in mir wummert.

Äußerlich hingegen bin ich wie gelähmt. Bis auf das leichte Zittern meiner Hand an der Türklinke bin ich komplett unbeweglich. Ein ziehender Schmerz macht mich darauf aufmerksam, dass meine Muskeln in Schultern und Nacken seit geraumer Zeit angespannt sind. Ich versuche, sie bewusst zu lockern, doch ich habe das Gefühl, dass sie sich direkt wieder zusammenziehen. *Ich könnte einfach hierbleiben*, schießt es mir durch den Kopf. Dieser Gedanke verschafft mir kurzzeitige Linderung und ein kleines Lächeln spielt um meine Lippen. *Ja, es wäre so leicht. Ich drehe mich einfach um und gehe zurück ins Wohnzimmer, setze mich an den Laptop,*

arbeite an meinem aktuellen Projekt. Die Deadline läuft ohnehin bald ab und ich sollte wirklich – Nein! Das wäre bloß der leichteste Weg.

»Ich lasse mich nicht von meiner Angst kontrollieren, ich kontrolliere meine Angst«, murmele ich vor mich hin, ohne wirklich daran zu glauben. Ich wiederhole das Mantra noch einige Male, obwohl es keinerlei Wirkung zeigt. Dann strecke ich meinen Körper, atme tief ein, halte die Luft für zwei Sekunden an und atme lautstark aus. Einatmen – *eins*, *zwei* – ausatmen. Einatmen – *eins*, *zwei* – ausatmen. Einatmen – *eins*, *zwei* – ausatmen. Einatmen – *eins*, *zwei* – ausatmen. LOS!

Ich drücke die Klinke so fest nach unten, dass meine schweißnassen Finger daran abrutschen. Dabei verliere ich das Gleichgewicht und schlage mir beinahe den Kopf an der Tür an. Die Situation ist so lächerlich, dass ich ein nervöses Kichern ausstoße. *Zum Glück hat das niemand gesehen!* Die kurzzeitige Erheiterung hat mich wenigstens so weit gelockert, dass ich kaum darüber nachdenke, bevor ich erneut die Klinke ergreife und die Tür aufziehe.

Mit einem schnellen Schritt trete ich in den Hausflur und ziehe die Tür ruckartig hinter mir zu. Noch einen Moment verweile ich vor der geschlossenen Wohnungstür, dann drehe ich mich um und laufe los. In flottem Tempo haste ich die Treppen hinunter. Im Flur riecht es nach Sauerkraut und verbrannten Rippchen. Der Geruch bringt mich zum Würgen, also halte ich für die restlichen Stufen den Atem an.

Endlich habe ich die zwei Etagen hinter mich gebracht und stürme durch die Haustür ins Freie. Gierig schnappe ich nach der frischen Luft und muss mich für einen Moment an der Hausfassade abstützen. Als mein Gehirn wieder ausreichend mit Sauerstoff versorgt ist, wird mir erst richtig bewusst, wo ich mich befinde: draußen – außerhalb der Sicherheit meiner vier Wände. Ich lasse den Blick schnell durch die Straße gleiten, aber sie ist menschenleer. Weder Fußgänger noch Autos sind unterwegs. Wie üblich. Der Wohnblock liegt abseits und die Straße ist nur für Anlieger frei. Das verschafft mir eine kurze Schonfrist, ehe der Moloch

Stadt mich verschlingt. Ich genieße für einige Atemzüge die Stille um mich herum, lockere meine verkrampften Schultern und gehe los. Ein kühler Wind weht mir entgegen und ich winkele leicht die Arme ab, damit der Luftzug meine verschwitzten Achselhöhlen trocknen kann. Es ist ein düsterer Nachmittag, denn die Sonne hält sich hinter einer grauen Wolkendecke verborgen.

Kaum bin ich zwei Häuserblocks weit gekommen, ist es mit der Stille vorbei. Wenige Meter neben mir startet ein Kerl ratternd sein Motorrad. Der Auspuff knallt und ich ziehe instinktiv den Kopf ein. Auf der anderen Straßenseite streckt sich eine Frau weit aus einem Fenster und schreit etwas herunter, das ich nicht verstehen kann. Ein Junge auf einem Fahrrad schaut zu ihr hinauf und ruft Unverständliches zurück, dann fährt er auf die Straße, ohne auf den Verkehr zu achten. Ein BMW kommt angerauscht und geht hart in die Bremsen, um den Fahrradfahrer nicht über den Haufen zu fahren. Lautes Hupen, gebrüllte Beleidigungen aus dem Inneren des Fahrzeuges. Die Frau aus dem Fenster kreischt ein paar hysterische Worte, der Junge auf dem Fahrrad lacht, dann radelt er weiter. Er saust so dicht an mir vorbei, dass mich der Lenker streift. Ich zucke zurück und gerate ins Wanken, stolpere vom Bordstein. Der BMW fährt mit quietschenden Reifen an, hupt, weil ich halb auf der Fahrbahn stehe, und donnert an mir vorbei. Erschrocken schaue ich mich zu dem Fahrer um, der mir den Mittelfinger entgegenstreckt.

Mein Herz rast und meine Beine fühlen sich an wie Gummi, als ich meinen Weg fortsetze. »Alles ist gut, nichts passiert«, murmele ich vor mich hin, um mir Mut zuzusprechen. Trotzdem werde ich das nagende Gefühl nicht los, dass es eine schlechte Idee war, rauszugehen. Diese Welt ist zu rau, zu laut, zu gefährlich für mich. Wehmütig denke ich an die Sicherheit meiner warmen, beschaulichen Wohnung. Ich klammere mich an meinem Jutebeutel fest, als könnte er mir Halt geben, während ich mich weiter durch den Trubel um mich herum kämpfe. Ich konzentriere mich auf einen Punkt vor mir und versuche, den Rest auszublenden.

Aus dem Augenwinkel nehme ich drei Jugendliche wahr, die aus einem Kiosk gewankt kommen, jeder mit mindestens einer Pulle Schnaps und mehreren Flaschen Mischzeug in den Händen und unter die Arme geklemmt. Ein kleinerer Dicker schubst seinen großgebauten Kumpel in meine Richtung. Der Typ stolpert, fängt sich wieder und baut sich vor mir auf. Er macht Kusslaute und beugt sich näher heran, sülzt irgendwelche widerlichen Worte, aber ich weiche ihm reflexartig aus.

Du solltest mit mir zum Krav-Maga-Kurs kommen, mit ein paar gezielten Tritten und Schlägen kannst du jeden Scheißkerl umhauen, der dir zu nah kommt, höre ich Mellies Stimme in meinem Kopf. Es wäre schon verlockend, dem Typen eine reinzuhauen oder ihm wenigstens eine saftige Ansage zu machen – so, wie Mellie es tun würde. Stattdessen beschleunige ich meine Schritte, um schnell von ihm und seinen Freunden fortzukommen, während ihr Lachen unnatürlich laut in meinen Ohren nachhallt. Ich bin am ganzen Körper schweißbedeckt und mein Herz droht mir jeden Augenblick aus dem Brustkorb zu springen, dabei bin ich gerade einmal einige hundert Meter von meinem Wohnhaus entfernt. Am liebsten würde ich sofort wieder umdrehen und dorthin flüchten, aber ich zwingen mich, weiterzugehen.

Endlich erreiche ich die U-Bahn-Station. Mit einem Seufzen lasse ich mich auf eine der Plastiksitzschalen gleiten. Es dauert zwar eine Weile, bis sich mein Puls etwas beruhigt hat, aber hier fühle ich mich einigermaßen sicher. Es ist ruhiger als oben auf der Straße und nur wenige Menschen stehen auf dem Bahnsteig. Ein paar Sitzbänke weiter hat sich ein junges Pärchen niedergelassen. Das Mädchen mit neongrünen Haaren sitzt auf dem Schoß des Typens, die Beine um seine Hüfte geschlungen. Der Typ sieht mit seiner Jogginghose und dem Muskelshirt aus, als würde er Werbung für ein Fitnessstudio machen. Seine aufgepumpten Arme schmiegen sich um sein grünhaariges Mädel, die Hände demonstrativ an ihrem Hintern platziert. Die beiden sind wild am Rummachen und ziehen mit ihrer Live-Peepshow die Aufmerksamkeit

aller Anwesenden auf sich. Ein paar pubertäre Jungs, die an den Gleisen rumhängen, johlen und pfeifen, einer hält die Kamera seines Smartphones auf das Pärchen. Eine ältere Frau, die gerade auf die Sitzplätze zusteuert, bleibt entrüstet stehen und schnalzt abschätzig mit der Zunge. Kopfschüttelnd wendet sie sich ab und sucht sich einen Platz möglichst weit weg von dem unanständigen Pärchen. Doch die beiden bemerken rein gar nichts von dem Wirbel, den sie auslösen; sie sind ganz ineinander vertieft. Eine Hand des Typens wandert langsam unter das Top des Mädels und sie quietscht vergnügt auf, ohne ihre Lippen von seinen zu lösen.

Ich muss schmunzeln. Aber es versetzt mir auch einen Stich, die beiden so zu sehen. Nicht, dass ich auf publikumswirksames Rummachen aus wäre. Ich beneide sie vielmehr um ihre ungezwungene Art; ihnen ist es egal, was die Leute denken. Sie machen, was sie wollen und wo sie es wollen. So war ich auch einmal, bevor es passiert ist. Plötzlich fällt mir auf, dass ich schon eine Weile lang meinen Arm kratze. Abrupt halte ich in der Bewegung inne und schiebe mir die rechte Hand unter den Hintern, um zu verhindern, dass ich damit wieder unbewusst etwas Ungewolltes anstelle. Ich begutachte meinen linken Unterarm. Vom Handgelenk bis zur Ellenbeuge ziehen sich dicke rote Striemen über die Haut, genau über der feinen weißen Narbe. Schnell drehe ich den Arm um, sodass die Verschandelung aus meinem Blickfeld verschwindet. Frustriert beiße ich mir auf die Unterlippe.

Seit Monaten habe ich mich nicht mehr auf diese Weise gekratzt. Das zwanghafte Kratzen oder die *Dermatillomanie*, wie es Dr. Buzcow nennt, ist eine miese Angewohnheit, die mich seit Jahren begleitet. Sie wird durch Stress ausgelöst und davon habe ich jede Menge! Nicht, weil ich zu viel arbeiten oder ständig von einem Termin zum nächsten rennen würde. Nein, es gibt eine Reihe anderer Faktoren, die mich stressen. Ich sag nur: Posttraumatische Belastungsstörung, Zwangsstörung, generalisierte Angststörung, Depression, soziale Phobie ... Um lediglich ein paar der Etiketten zu nennen, die Dr. Buzcow mir in den vergangenen

neun Jahren auf die Stirn geklebt hat. Aber das mit dem Kratzen hatte ich in den Griff bekommen, ja, meine Haut am Arm war schon so gut wie verheilt. Auch sonst war ich auf einem guten Weg, zumindest bin ich klar gekommen – bis zu *seinem* Anruf. *Das ist alles seine Schuld!* Der Gedanke blitzt nur kurz auf, ehe ich ihn vehement von mir schiebe. *Es ist nicht seine Schuld!*

In dem Moment, in dem ich seine Stimme durch den Lautsprecher meines Smartphones gehört habe, ist mir das Herz stehen geblieben und meine Welt hat sich um einhundertachtzig Grad gedreht. Alles war plötzlich auf den Kopf gestellt und ich wusste nicht mehr, wo oben und wo unten ist. Ich hatte diese Stimme seit Jahren nicht gehört, trotzdem habe ich sie sofort wiedererkannt. Wie lang hatte ich mir verzweifelt gewünscht, sie zu hören, aber irgendwann habe ich damit aufgehört.

Ich wollte mich wirklich über seinen Anruf freuen, doch zugleich ist dadurch so vieles in mir wieder aufgebrochen. Wunden, die mehr oder weniger verheilt waren, sind aufgerissen, mühsam verscharrte Gefühle wurden aufgewühlt und ich habe mich gefühlt wie damals, als er uns sitzenlassen hat. *Wieso lässt ein Vater seine Tochter im Stich, wenn sie ihn am meisten braucht?* Kaputt, verlassen, zerbrochen. Er hat mich einfach im Stich gelassen. Kaum war ich achtzehn, hat er sich aus dem Staub gemacht. Mellie war gerade zwanzig, hatte ihre erste eigene Wohnung und kurz zuvor mit dem Studium begonnen. Natürlich hat sie es sofort abgebrochen und mich bei sich aufgenommen. Ich war ein Wrack und sie musste uns irgendwie über die Runden bringen.

›Hey Kleines, ich bin's, Papa ...‹ Mehr hat es nicht gebraucht, um mein Leben aus den Angeln zu reißen. Jetzt werde ich ihn wiedersehen, nach sieben beschissenen Jahren. Kurz überlege ich, Mellie eine Nachricht zu schreiben und sie noch einmal zu bitten, mitzukommen. Aber ich weiß eh, dass sie mich nicht begleiten wird. Vorher schmeißt sie sich vor die U-Bahn, wie sie es so schön ausgedrückt hat. ›Lass mich in Ruhe mit diesem Arschloch. Für mich ist er gestorben‹, hat sie gesagt – oder vielmehr gebrüllt. Ich habe sie

selten so ausrasten sehen, dabei ist sie sonst immer um *Contenance* bemüht. Sie hat mich für verrückt erklärt, weil ich zu ihm will. Es war das erste Mal, dass sie mich so bezeichnet hat – verrückt. Nicht das erste Mal, dass ich so genannt wurde, aber das erste Mal aus ihrem Mund. Es hat wehgetan – wie immer.

Die Bahn rollt mit lautem Getöse heran und kommt mit quiet-schenden Bremsen zum Stehen. Wie in Trance erhebe ich mich, wische mir die schweißnassen Hände an meiner Jeans ab und konzentriere mich auf meine Atmung, während ich die Bahn besteige. Ich suche mir ein leeres Abteil und lasse mich erschöpft auf einem der ausgeblichenen Sitze nieder. Schon jetzt fühle ich mich so ausgelaugt, dass ich gar nicht weiß, wie ich den Rest überstehen soll. Das Schlimmste kommt ja noch.

Ich ziehe mein Smartphone heraus, stecke Ohrstöpsel ein und stelle auf volle Lautstärke. *Don't Look Back in Anger* von *Oasis* erschallt in meinem Kopf. Was Musik angeht, war ich noch nie auf der Höhe der Zeit. Gedankenverloren scrolle ich durch die Social-Media-Beiträge meiner Lieblings-Indie-Künstler wie *mARTin* und *pain(t)brush*. Ich verteile hier und da ein paar Likes und beteilige mich rege am herrlich durchgeknallten und manchmal auch konstruktiven Austausch der düsteren Kunstnerds. Das hier ist meine Form der Konversation. Meine sozialen Kontakte tummeln sich in diesem einen kleinen Gerät. Darin existiert eine Blase, in der ich mich sicher bewegen kann und in die nichts reinkommt, was ich darin nicht haben will.

Ich rufe auch meinen eigenen Account auf, wühle mich erwartungsvoll durch eine Vielzahl an Kommentaren zu meiner neusten Arbeit, ein Albumcover für eine Heavy-Metal-Band. Ich habe für sie meine Version von Dantes Hölle entworfen. *Ich liebe deinen düsteren shit*, schrieb *jj_tattoo_artist*, *what the fucking hell*, meint *living.la.vida.negra* und *blacksoul_art* kommentiert mit: *Diese Frau zeichnet sich die Seele aus dem Leib. Bitte mehr davon*. Lächelnd stecke ich das Smartphone zurück in meine Tasche und stelle erleichtert fest, dass ich fast da bin.



Die Bahn hält, die Türen gleiten auf und ich springe auf den Bahnsteig. Ich dränge mich an den anderen Aussteigenden vorbei und stürme die Treppe in das belebte Viertel von Wehring hoch. Oben hechte ich von einer Seite des Gehweges auf die andere, um den strömenden Passanten auszuweichen, und verschwinde in eine ruhigere Seitengasse. Der Lärm, der von der Hauptstraße zu mir dringt, lässt meinen Puls erneut hochschießen. Ich bleibe stehen und atme mühsam dagegen an, versuche, mich zu beruhigen.

Langsam setze ich mich wieder in Bewegung. In Gedanken gehe ich meine tägliche Checkliste durch: Zuerst meine eigene Adresse, dann meine Telefonnummer, weiter geht es mit der Adresse und Telefonnummer von Mellie und zuletzt die von Dr. Buzcow. Gebetsmühlenartig rattere ich die Adressen und Nummern im Geiste runter und lächele zufrieden, weil ich nicht ein Mal ins Stocken gerate. Ich fahre fort mit unserer alten Adresse in Halven und den Namen unserer dortigen Nachbarn. Selbst der Name des Dackels vom Naziopa gegenüber fällt mir problemlos ein. Ein Rauhaardackel namens Zwiebel, der unter chronischer Bronchitis litt und ganz scharf auf die Pudeldame Lady Di von der alten Frau Brunheim war. Wenn Lady Di die Straße entlang tingelte, bekam Zwiebel jedes Mal so schlimme Atemnot, dass der Naziopa ihn schnell hochnehmen und außer Sicht- und Riechweite bringen musste.

Die Erinnerungen schießen in der gewohnten Geschwindigkeit durch meinen Kopf und geben mir neues Selbstvertrauen. *Es ist alles noch da. Ich habe alles im Griff!*

Ich erreiche die letzte Kreuzung und bleibe stehen, als mein Ziel vor mir aufragt. Ich straffe die Schultern und lege den Kopf in den Nacken, um den riesigen, rechteckigen Betonklotz vor mir zu betrachten. Goliath, wie er hier genannt wird, ragt fünfundzwanzig Etagen und irgendetwas über hundert Meter in die Höhe. Direkt daneben steht David, ein zweites Hochhaus derselben Bauart mit zehn Stockwerken weniger. Die mit ihrem dünnsschissfarbenen Anstrich abgrundtief hässlichen Bauwerke, die jedes andere Gebäude im Umkreis überragen und sogar weit außerhalb der Stadtgrenzen zu sehen sind, stellen so etwas wie das Wahrzeichen von Lietburg dar. Es ist peinlich, dass etwas derart Abscheuliches als Erkennungsmerkmal unserer Stadt gilt, aber so ist es nun einmal. Dabei hat Lietburg echt mehr zu bieten, vor allem die nahezu unberührten Naturschutzgebiete.

Aber hey, was ist schon Natur, wenn man riesige durchfallfarbene Betonklötze mit albernem Namen vorzuweisen hat? Jeder New Yorker würde sich über diese beiden Ausgeburten der Hässlichkeit kaputt-lachen, die aussehen, als hätte das Empire State Building sie ausgeschissen.

Diese Vorstellung bringt mich zum Kichern, und sofort habe ich ein Bild vor Augen, das ich demnächst unbedingt zu Papier bringen muss. Das wird ein wahres Schmuckstück in meinem Portfolio der Skurrilität.

Grinsend reiße ich den Blick von Dünnschiss-Goliath los und trete auf seine breite Eingangstür zu. Neben der gläsernen Doppeltür erstreckt sich ein anderthalb Meter langes Klingelbrett mit rund einhundertfünfzig Namensschildern und Klingeln. Der Anblick erschlägt mich beinahe, doch dann entdecke ich die Zahlen am linken Rand, die die jeweilige Etage markieren.

Dreizehnter Stock, hat Papa gesagt. *Na wunderbar, eine richtige Glückszahl.* Mit zittrigen Fingern suche ich die dreizehnte Reihe ab und verharre über dem Klingelschild, auf dem in winzigen Buchstaben *Seiler* steht. Diesen Namen schwarz auf weiß vor mir zu sehen, verleiht dem Ganzen eine unangenehme Portion Realität

und ich verspüre den unbändigen Drang, mir den Arm zu kratzen. Es bedarf meiner gesamten Willenskraft, stattdessen auf den Klingelknopf zu drücken. Einige Atemzüge stehe ich wie erstarrt da und hoffe fast, dass niemand öffnet. Die Namen auf den kleinen Schildchen vor mir verschwimmen und mein Pulsschlag erhöht sich auf ein bedrohliches Maß. Einatmen – *eins, zwei* – ausatmen. Einatmen – *eins, zwei* – ausatmen. Einatmen – »Wer ist da?« Die verzerrte Stimme meines Vaters erschallt aus der Sprechanlage.

Ich schlucke hart und lecke mir über die ausgetrockneten Lippen. »Ich bin's«, hauche ich leise.

»Hallo?!«

Ich räuspere mich und stelle mich auf die Zehenspitzen, um näher an die Gegensprechanlage heranzureichen. »Ich bin es, Milena.« Diesmal ist meine Stimme fester.

Statt einer Antwort ertönt ein surrendes Geräusch, das mich dazu auffordert, die Tür aufzudrücken und in das Innere von Dünnschiss-Goliath einzutreten. Einen Moment zögere ich, doch dann presse ich meine schweißfeuchte Handfläche gegen die Glas-tür, die sofort nachgibt und nach innen aufschwingt.

Ich betrachte meinen klebrig glänzenden Handabdruck auf dem zerkratzten Glas und atme noch einmal tief durch, ehe ich in den düsteren Hausflur eintrete.

Zögerlich setze ich ein paar weitere Schritte über den zerschlis-senen Steinboden, bis ich vor zwei riesigen Aufzügen stehe. Ich trete an den erstbesten heran und drücke auf den Knopf, auf dem ein ausgebleicher, aufrechter Pfeil abgebildet ist. Der Knopf leuchtet auf und ich höre, wie die Aufzugsanlage im Inneren des Schachtes zum Leben erwacht und die Fahrkabine sich mit Quiet-schen und Ächzen in Bewegung setzt. Kein vertrauenserwecken-des Geräusch und dennoch nehme ich es nur am Rande wahr. Es ist erstaunlich, denn obwohl mich die gewöhnlichsten Dinge ängstigen – die Wohnung zu verlassen, mit Menschen zu spre-chen, Autofahren – fürchte ich mich weder vor beengten Räumen noch vor Höhen. Dabei belegen Klaustrophobie und Akrophobie

die Plätze zwei und vier in den Top Ten der häufigsten Phobien. Für mich stellt beides an diesem heutigen Tage die kleinstmögliche Hürde dar. Weit schlimmer war es, überhaupt hinauszugehen, in die Bahn zu steigen und herzukommen. Doch die größte Hürde liegt noch vor mir, wenn ich den Aufzug wieder verlasse. Ich habe keine Ahnung, wie ›die Angst vor dem Wiedersehen mit dem eigenen Vater nach sieben Jahren Funkstille‹ im medizinischen Jargon lautet, doch ich nehme mir vor, Dr. Buzcow bei unserem nächsten Termin danach zu fragen.

Wie belastend die bevorstehende Begegnung wirklich ist, zeigt sich, als ich die Aufzugskabine betrete, den Knopf mit der verbliebenen Dreizehn drücke und mich daraufhin reflexartig am Arm kratze.

Ich starre wie hypnotisiert auf die Anzeige, die mir mit grell leuchtenden Zahlen anzeigt, auf welchem Stockwerk ich mich gerade befinde. *Drei*. Mein Puls beschleunigt sich und ich spüre, wie das Blut durch meine Adern rauscht. *Fünf*. Die Ameisen sind wieder da und lassen es ordentlich krachen. Das Kribbeln beginnt in meinem Bauch und breitet sich langsam in meinem ganzen Körper aus. *Sieben*. Mir wird schlecht und ich fürchte, mich jeden Augenblick übergeben zu müssen. *Neun*. Meine Fingernägel schleifen mechanisch über meinen Unterarm. Ich nehme die stereotype Bewegung meines Armes wahr, das schabende Geräusch meiner Nägel, die unablässig über meine Haut fahren und rote Striemen hinterlassen – bloß den Schmerz, den spüre ich nicht. *Elf*. Mit aller Kraft ziehe ich meine Hand zurück und balle sie zur Faust, vergrabe meine Fingernägel tief in meiner Handfläche. *Dreizehn*. Ein leises *Pling* ertönt. Die Aufzugskabine hält an und ich habe das Gefühl, als bliebe die ganze Welt stehen.

Ich verspüre einen Schwindel und werde mir bewusst, dass ich bereits seit einigen Etagen die Luft anhalte. Gierig atme ich ein, sauge den dringend nötigen Sauerstoff in mich hinein, während sich die Aufzugtüren ruckelnd öffnen. Ich stehe da wie festgewachsen, unschlüssig, was ich tun soll. *Soll ich aussteigen oder*

einfach wieder nach unten fahren? Meine Hand zuckt kurz, bereit, auf die Taste mit dem verblichenen *E* für Erdgeschoss zu hämmern.

»Milena?«, ruft eine Stimme aus dem Flur.

Ich zucke zusammen. Papa wartet anscheinend schon an der geöffneten Wohnungstür, als könnte er es nicht länger aushalten bis zu unserem Wiedersehen. Mein Herz macht einen Hüpfen und das kleine Mädchen in mir drängt darauf, zu seinem Papa zu rennen und ihm in die Arme zu springen.

Die Türen vor mir setzen sich in Bewegung, doch ehe sie sich gänzlich schließen, schießt meine Hand vor. Ein Sensor erfasst die Bewegung und lässt die verbeulten Schiebetüren mit einem Ruck wieder auseinanderfahren.

Mit wackeligen Beinen trete ich aus der Kabine in den Hausflur, in dem es nach Grünkohl und Linsensuppe riecht – und nach Katzenpisse. Ich atme durch den Mund und lausche darauf, wie sich die Aufzugtüren hinter mir schließen. *Nun gibt es kein Zurück mehr!* Unschlüssig, ob ich mich nach links oder rechts wenden soll, bleibe ich an Ort und Stelle stehen.

»Papa?«, frage ich in die Stille hinein. Dieses kleine Wort fühlt sich derart fremd in meinem Mund an, dass ich es noch zweimal stumm vor mich hinsage.

»Milena, hier entlang!«, ruft der Mann, dessen Bezeichnung sich so fremd anfühlt, von rechts, also wende ich mich in die Richtung und folge seiner Stimme.

Irgendwie bin ich peinlich berührt, als ich den Kerl mit dem untersetzten Bierbauch und dem grau melierten Drei-Wochen-Bart erblicke, der da erwartungsvoll im Türrahmen steht und mir unbeholfen zuwinkt. Ich weiß nicht, was ich erwartet habe, aber dieser Mann da hat wenig mit dem gemeinsam, den ich früher Papa genannt habe. Er sieht irgendwie abgeranzt aus, verbraucht, wie ein schlecht gepflegter Oldtimer. Jetzt lächelt er mich breit an, doch das Lächeln reicht nicht bis zu seinen tief liegenden Augen. Ungeduldig tritt er von einem Bein aufs andere, aber es scheint

weniger an einer nervösen Vorfreude zu liegen als an genervter Ungehaltenheit.

Ich lächele zaghaft zurück und zwingte meine Füße weiter vorwärts. Eigentlich würde ich mich gern über das Wiedersehen freuen, aber sein Erscheinungsbild und sein Auftreten wecken Zweifel in mir. Mellies Worte schießen mir durch den Kopf: *›Du weißt, wie er ist. Triff dich lieber nicht mit ihm, du wirst es nur bereuen!‹* Sie muss es wissen, denn sie hat Papa vor ein paar Jahren einmal getroffen. Danach war sie wochenlang derart geladen, dass sie sich für ein Anti-Aggressionstraining angemeldet hat, um ihre angestaute Wut loszuwerden. *›Fünfzehn Minuten auf dem heißen Stuhl sind angenehmer als eine Sekunde mit diesem Mann‹*, hat sie danach gemeint. Was auch immer das bedeuten soll.

Mellie besucht ständig solche Kurse und Workshops und will mich regelmäßig zu irgendwelchen Yoga-Retreats, Selbstfindungswanderungen oder Freundschaftsbändchen-für-das-innere-Kind-Knüpfevents mitschleppen. *›Das würde dir auch mal guttun‹*, behauptet sie dann immer mit ihrem passiv-aggressiv militanten Blick, den ich jedes Mal nur mit einem Augenrollen quittiere. Sie weiß genau, dass ich mit diesen übermotivierten, immer positiv denkenden Strahlemenschen nichts anfangen kann, die solche Workshops für gewöhnlich leiten. Ein einziges Mal habe ich sie zu einem *Glücks-Training* begleitet und wäre nach nur fünf Minuten am liebsten laut schreiend weggerannt, als der Coach mit dem übertriebenen Dauergrinsen verkündete: *›Stellt euch vor, das Glück wäre ein Muskel. Wir werden nun gemeinsam lernen, wie ihr diesen Muskel trainieren könnt und am Ende dieses Trainings seid ihr alle glücksfit.‹* Das Einzige, was ich an diesem Tag trainiert habe, waren meine Gesichtsmuskeln, denn Nicht-Grinsen war absolut verpönt und wurde mit einem mahnenden *›Zeig uns dein Glücksgesicht!‹*, vor versammelter Mannschaft sanktioniert.

Zwei Schritte vor meinem Papa – oder dem, was aus meinem Papa geworden ist – bleibe ich stehen und denke über Mellies Worte nach. *›Dieser Mann ist ein Glückssauger. Je länger du in seiner*

Nähe bist, desto mehr Glück saugt er dir ab. Wie ein Dementor. Ich musste lachen, als sie das sagte, aber langsam frage ich mich, ob ich nicht besser auf sie gehört hätte.

Doch da greift mein Vater auch schon ungeduldig nach meinem Arm und zieht mich in seine Wohnung. »Nun komm schon rein, Milena, oder willst du hier draußen Wurzeln schlagen?«, fragt er lachend. Aber es ist kein echtes Lachen, er überspielt damit bloß seine Frustration wegen meines Verhaltens. Vermutlich wird ihm gerade bewusst, dass seine jüngere Tochter sich noch immer *so merkwürdig* benimmt. Die Enttäuschung, die in seinem Blick aufblitzt, versetzt mir einen Stich.

Doch *meine* Enttäuschung entgeht ihm, ebenso wie mein schmerzhaftes Aufkeuchen, weil er mich an meinem wundgekratzten Arm hinter sich herzieht. Als er mich endlich loslässt, wird mir klar, was für ein Riesenfehler es war, herzukommen. Hilflös drehe ich mich zur Wohnungstür um, die genau in diesem Moment vor meiner Nase ins Schloss fällt. Der Fluchtweg ist versperrt.

»Milena, wie geht's dir denn? Mensch, nu' komm doch mal her!«, sagt der Mann namens Papa und zieht mich in eine knappe, wenig einfühlsame Umarmung. Mein ganzer Körper verkrampft sich, während mich seine stämmigen Arme an den Bierbauch drücken.



Kurz darauf sitzen wir an seinem Küchentisch, auf dem noch das dreckige Geschirr vom Mittagessen steht und trinken dünnen Kaffee aus angeschlagenen Tassen. Da es mir überflüssig erscheint, ihn nach Soja- oder Hafermilch zu fragen, trinke ich meinen schwarz – oder eher transparentbraun. Ein unangenehmes Schweigen breitet sich zwischen uns aus, welches die Küchenuhr hinter mir mit

ihrem hämischen Ticken noch unterstreicht. Ich überlege fieberhaft, was ich sagen könnte, doch mir fällt beim besten Willen kein unverfängliches Thema ein, über das wir uns mehr als wenige Wimpernschläge lang unterhalten könnten.

»Bist du gut hergekommen?«, fragt Papa, der offensichtlich bereits aufgegeben hat, ein solches Thema zu finden.

»Hm? Jaja, bin mit der U-Bahn gekommen. Ich musste nicht mal umsteigen, also kein Problem.«

»Fährst du immer noch kein Auto?«, fragt er und verzieht das Gesicht. Natürlich muss er den Finger direkt in die Wunde legen.

Eine unangenehme Hitze kriecht mir über die Wangen und meine Finger zucken in Richtung meines Unterarmes, bereit, die dünne Haut zu zerkratzen. Wieder einmal setze ich mich auf die aufmüpfige Hand und räuspere mich. »Nein«, presse ich hervor und schiebe ein knappes Lächeln hinterher.

Er seufzt. »Ach, Lenchen. Du musst auch mal darüber hinwegkommen!«

Diese Aussage ruft unterschiedliche Gefühle in mir hervor. Einerseits rührt es mich, dass er seinen alten Kosenamen für mich benutzt. Aber der Rest seiner Bemerkung ist der reinste Schlag ins Gesicht. »Ich hab ein Trauma erlitten, das überwindet man nicht einfach so«, wende ich ein und wiederhole damit die Worte, die Dr. Buzcow mir viele hunderte Male vorgekauht hat, ehe ich sie selbst akzeptiert habe.

»Mensch, Milena. Das ist neun Jahre her!«, ruft er unbeherrscht und haut mit der Faust auf den Tisch.

Ich zucke zusammen und bemerke erst, dass ich wie wild meinen Arm kratze, als Papa einen angewiderten Blick darauf wirft.

»Herrje, Milena. Das kann doch nicht wahr sein! Wozu habe ich dich eigentlich immer zu dieser Therapeutin geschleift? Versteckst du dich etwa immer noch zuhause und zerkratzt dir die Arme? Ich dachte, du wärst mittlerweile erwachsen geworden.«

Krampfhaft ziehe ich meine Hand zurück und schiebe sie wieder unter den Hintern. Mit glühenden Wangen starre ich auf den

Tisch und kämpfe gegen die Tränen an, die in mir aufsteigen wollen. Keinesfalls werde ich jetzt vor ihm losheulen. Als ich mich endlich wieder im Griff habe, hebe ich den Blick und sehe ihn fest an. »Meine Therapie läuft sehr gut, ich habe große Fortschritte gemacht. Vielen Dank der Nachfrage. Wenn du es genau wissen willst, ging es mir hervorragend, bis zu deinem Anruf vor zwei Tagen. Leider hat mich das anstehende Treffen mit dir nach sieben Jahren Funkstille wohl etwas durcheinandergebracht.« Damit habe ich nun den Finger in *seine* Wunde gelegt und ihm hoffentlich den Wind aus den Segeln genommen.

Tatsächlich reibt sich Papa über den Nacken und verzieht schuld- bewusst das Gesicht. »Schon gut, schon gut, Milena. Ich wollte dich nicht so anfahren.« Über den Tisch hinweg tätschelt er mir die Hand.

Danach macht sich wieder Stille breit. Ich lege mir gerade Worte zurecht, um mich schnell aus dem Staub zu machen, da wagt Papa einen weiteren Versuch:

»Und, Lenchen, womit verdienst du so dein Geld?« Er schiebt ein gepresstes Lächeln hinterher, doch die Art, wie er auf die Uhr hinter mir schießt, verrät mir, dass es ihn nicht wirklich interessiert.

Na fein, die nächste Tretmine. »Ich entwerfe Cover und Illustrationen für Bücher und Musikalben. Manchmal auch Logos oder Werbematerialien«, murmele ich. Er hatte nie viel übrig für meine *groteske Schmiererei*, wie er es nennt, und ist sicher nicht begeistert darüber, dass ich es mittlerweile hauptberuflich mache.

Er nickt und brummt etwas vor sich hin, das wie »schön, schön« klingt. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob er mir überhaupt richtig zugehört hat. »Und wie verdient man dabei so? Ist doch bestimmt anständig, oder?«, fragt er weiter. Diesmal scheint er jedoch mit vollem Interesse bei der Sache zu sein.

Ich zucke mit den Schultern. »Na ja, ich zahle nebenbei noch den Kredit für mein Fernstudium ab, aber ich verdiene zumindest genug, um damit über die Runden zu kommen. Ich kann zwar

keine großen Sprünge machen, aber ich komme zurecht und bin frei in dem, was ich tue. Ich –«

An der Stelle unterbricht er mich. »Jaja, hmm. Aber sag mal, meinst du, du könntest deinem alten Herrn vielleicht einen kleinen Kredit geben? Nicht viel, vielleicht so fünf- bis zehntausend?«

Ich starre ihn mit großen Augen an. Abgesehen davon, dass ich ganz sicher keine paar tausend Euro herumliegen habe, kann ich einfach nicht fassen, dass er mich so etwas tatsächlich fragt. Er will nur Geld von mir! Er wollte mich gar nicht wiedersehen oder an unserer Vater-Tochter-Beziehung arbeiten. Mellie hatte recht. Er interessiert sich überhaupt nicht für mich!

Für einen Moment tut diese Erkenntnis tief in meinem Herzen beschissen weh, doch dann kommt die Wut in mir hoch, zusammen mit den Tränen. Halb blind springe ich auf, wie von der Tarantel gestochen, und haue dabei mit dem Knie gegen das Tischbein. Meine Kaffeetasse kippt um und die ekelhafte Plörre ergießt sich über die Tischplatte.

»Mensch, Milena, pass doch auf! Was soll denn das, Herrgott nochmal?«, poltert der Mann, der sich gerade das Recht verspielt hat, sich Vater zu nennen, und wischt sich über das knittrige, mit Kaffeespritzern übersäte Hemd.

Fieberhaft überlege ich, welche Erwiderung ich ihm an den Kopf knallen könnte, suche verzweifelt nach etwas, mit dem ich ihm wehtun kann, doch mir fällt nichts ein. Ich bin nicht Melie, verbale Auseinandersetzungen sind nicht meine Stärke. Physische erst recht nicht, also versuche ich gar nicht erst, ihm eine reinzuhauen, obwohl die Vorstellung mehr als verlockend ist. Ich ballte die rechte Hand zur Faust und bemerke dabei, dass ich schon die ganze Zeit meinen Arm kratze. Dunkelrote Striemen ziehen sich darüber. Bei ihrem Anblick beiße ich mir auf die Unterlippe. »Das ist alles nur *deine* Schuld!«, zische ich meinem Erzeuger entgegen. »Du *Dementor*!«

Verständnislos starrt er mich an, doch das ist mir egal.

Ich stürme um den Tisch herum zur Wohnungstür.

»Ruf mich nie wieder an!«, keife ich, ehe ich die Tür aufreiße und schwungvoll hinter mir zuschlage.

Mit wild pochendem Herzen finde ich mich im Flur wieder und hechte zu den Aufzügen, betätige mit zitternden Fingern einen der Knöpfe und bete, dass mir der fiese Glückssauger nicht hinterherkommt. Doch dazu ist er vermutlich zu feige. Mein ganzer Körper bebt, während ich auf den Aufzug warte, und in meinem Hals wächst ein Kloß heran, der mich fast erstickt. Heiße Tränen laufen an meinen Wangen herab, doch ich wische sie wütend mit dem Handrücken weg. Ich ziehe mein Smartphone aus der Tasche. Ganze drei Anläufe brauche ich, ehe ich den Entsperrcode korrekt eingegeben habe. »*Scheiß auf den verdammten Glückssauger!*«, tippe ich als Nachricht an Mellie und drücke auf Senden.

Obwohl ich höre, dass sich einer der Aufzüge bewegt, habe ich das Gefühl, schon ewig hier zu warten. Dabei will ich nichts außer so schnell wie möglich von hier wegzukommen. Weg von diesem Scheißkerl in diesem Dünnschisshaus. Kurz überlege ich, die Treppen zu nehmen, doch ein einziger Schritt in Richtung Treppenhaus reicht, um diese Idee wieder zu verwerfen. Meine Beine sind wie Weingummi, wenn ich nur einen Fuß auf die oberste Treppenstufe setze, bin ich wahrscheinlich schneller unten, als mir lieb ist.

Also stehe ich ungeduldig da, konzentriere mich auf meine Atmung – einatmen – *eins*, *zwei* – ausatmen; einatmen – *eins*, *zwei* – ausatmen; einatmen – *eins*, *zwei* – ausatmen – bis endlich die Aufzugstüren aufgleiten. Ich stürme in die Kabine, drücke auf *E* wie Erdgeschoss und lasse mich gegen die kühle Rückwand fallen. Ich schließe die Augen und lausche dem rhythmischen Geräusch des hinabfahrenden Aufzuges. Erst als die Kabine innehält, öffne ich sie wieder. Etage Zehn, wie mir die Leuchtanzeige mitteilt.

Ich fluche leise, weil ich jetzt absolut keinen Bock habe, mit irgendeiner fremden Person hier in dieser winzigen Box eingesperrt zu sein. Andererseits bin ich lieber zehn Etagen lang mit jedem x-beliebigen Spinner in dieser Kajüte eingeschlossen, als

nur eine einzige weitere Minute mit meinem *Erzeuger* in seiner Wohnung zu verbringen. Ich atme noch einmal tief durch, während sich die Türen des Aufzuges in Bewegung setzen, um mir den auserwählten Spinner zu präsentieren.



Kapitel 2

Rico

Voller Abscheu gleitet mein Blick durch die versifftte Wohnung. Die Fenster sind mit dunklen Tüchern verhangen und verweigern dem ohnehin dürftigen Sonnenlicht das Eindringen in dieses dreckige Loch. Dumm nur, dass ich über eine hervorragende Nachtsicht verfüge, sonst bliebe mir wenigstens der Anblick des schlimmsten Dreckes erspart. Überall liegen schmutzige Klamotten verteilt, Müll stapelt sich auf jeder Ablagefläche und es stinkt, als hätte hier seit Monaten niemand mehr gelüftet – und als wäre vor geraumer Zeit ein Tier unter der Couch verreckt. Genau genommen sieht die Couch selbst aus wie ein verendetes Tier. Sie ist so fleckig und pelzig, dass ich lieber stehen bleibe.

»Also, was ist?«, frage ich und wende mich Sneaky G zu, der wie ein Häufchen Elend auf diesem ranzigen Sofa kauert und sich immer wieder nervös mit den Händen durch das bleiche Gesicht fährt. Er nennt sich selbst *Snaky G*. Er hat jedoch mehr von einem Kriecher als von einer Schlange, darum heißt er für mich *Sneaky G*.

»Mann, wenn ich es dir doch sage, ich hab nichts gemacht. Ich hab kein Zeug vertickt, das kannst du mir glauben, Bruder«, plärrt er mit seiner weinerlichen Stimme.

Ich verziehe angewidert das Gesicht. Nichts hasse ich mehr, als von Abschaum wie diesem *Bruder* genannt zu werden. Bei der bloßen Vorstellung, mit diesem kleinen Wichser verwandt zu sein, würde ich am liebsten kotzen – wenn ich es denn noch könnte.

Ich fixiere ihn mit meinem Blick, was ihn dazu veranlasst, unruhig auf dem Sofa herumzurutschen. Er versucht, mir stand-zuhalten, aber seine umschatteten Augen zucken unkontrolliert umher. Der Schwanz des Schlangentattoos, das sich über eine seiner Schläfen erstreckt, windet sich dabei hin und her.

»Ich weiß, dass du auf Schlangenblut bist und dass irgendjemand das Zeug an ein paar Leute im *Krovi* vertickt hat. Und stell dir vor, das Scheißzeug war gestreckt. Soll ich dir verraten, was mit denen passiert ist, die sich diesen Dreck reingezogen haben? Die sind ausgerastet, in einen totalen Bluttausch verfallen – mitten im *Krovi*. Eines von Wladimirs Blutmädchen ist dabei fast hops-gegangen. Ihr wurde die Kehle zerfetzt. Das hat Wlad gar nicht gefallen, das kann ich dir sagen. Und ich sage dir noch was: Ich glaube, dass *du* hinter dem gestreckten Zeug steckst!«, blaffe ich den wimmernden Junkie an.

Sneaky drückt sich immer tiefer in die siffige Couch und windet sich hin und her. Beinahe wie eine Schlange, aber eher wie ein mickriger Wurm. Dann hebt er beschwichtigend die Hände. »Ey, Rico, komm schon. Klar nehme ich Schlangenblut, das ist doch nicht verboten. Ich brauch das, Mann. Aber ich schwöre, ich habe das Zeug weder gestreckt noch vertickt. Echt nicht.« Er streckt mir die gefalteten Hände entgegen, als würde er mich anbeten.

Ich hasse diesen Kerl wie die Pest. Ich hasse diese Wohnung. Ich hasse diesen Auftrag. Ich hasse all das hier. Ein Blick auf die Uhr lässt mich fluchen. Es ist spät, ich sollte schon längst wieder bei Lugh sein. Normalerweise wäre ich erst nachts hergekommen, aber da der Tag eh wolkenverhangen war, wollte ich es schnell hinter mich bringen. Doch jetzt drängt die Zeit und ich muss zusehen, rechtzeitig bei Lugh anzukommen, bevor der Durst sich bemerkbar macht.

Ich baue mich drohend vor Sneaky auf. »Pass auf, ich gebe dir eine letzte Chance. Aber sollte so etwas noch einmal vorkommen und ich habe nur den leisesten Verdacht, dass du dahintersteckst, dann verrate ich Wladimir deinen Namen und deine Adresse.

Dann schickt er seine Leute her und die werden keine Fragen stellen. Und weder ich noch Lugh werden sie aufhalten, wenn sie dir einen Holzpflöck in deinen schlangenblutverseuchten Körper jagen. Hast du das kapiert?»

Sneaky zittert jetzt und seine Augen sind so groß wie Untertassen, seine vom Rausch geweiteten Pupillen verstärken diesen Eindruck noch. »Hey Bruder, das wirst du doch nicht wirklich machen, oder? Weil ich war's echt nicht und –«

»Hast du mich verstanden?«, brülle ich, um sein erbärmliches Gewimmer abzuwürgen.

Sneaky nickt hektisch.

Ich nicke ebenfalls und wende mich von dem kriecherischen Suchti ab. An der Wohnungstür angekommen, halte ich noch einmal inne und drehe mich zu ihm um. »Und nenn mich nie wieder Bruder«, knurre ich und schlage die Tür hinter mir zu.



Wenn mich eines an diesem *Job* ankotzt, dann der Umgang mit Abschaum wie Sneaky G. Ein kleiner Junkie, der Probleme verursacht, die wir einfach nicht gebrauchen können. Ich bin mir nicht sicher, ob er tatsächlich hinter dem gestreckten Schlangenblut steckt. Eigentlich traue ich ihm so viel Gewieftheit gar nicht zu. Der Wicht würde sich eher einnässen, als so etwas durchzuziehen. Aber vielleicht hat ihn jemand in die Sache reingezogen. Ich sollte ihn jedenfalls im Auge behalten, bevor uns die ganze Sache um die Ohren fliegt. In Gedanken versunken haste ich den Flur entlang, auf die Tür zum Treppenhaus zu, da öffnet sich direkt neben mir einer der Aufzüge. Was auch immer mich in diesem Augenblick antreibt, es lässt mich abbiegen und in den Fahrstuhl steigen.

Erst als die Türen sich schließen, bemerke ich, dass die Kabine nicht leer ist. *Ach, fuck!* In der hinteren Ecke steht eine junge Frau,

die sich so dicht an die Wand drängt, dass sie beinahe mit ihr verschmilzt. Ich erwäge, auf der nächsten Etage direkt wieder auszusteigen, aber da mich die Frau ohnehin keines Blickes würdigt, kann mir ihre Anwesenheit auch egal sein. Also ignoriere ich sie ebenfalls und starre auf die Leuchtanzeige, wie um sie zu zwingen, die Etagen schneller vorbeiziehen zu lassen. *Neun, acht, sieben, sechs* – plötzlich erschüttert ein Ruck die kleine Kabine und sie kommt schwankend zum Stehen.

Ungläubig gaffe ich auf die Anzeige, auf der nur noch eine halbe Sechs zu sehen ist und der obere Strich einer Fünf. *Das darf doch nicht wahr sein!* Ich werfe einen kurzen Blick auf die Frau in ihrer Ecke, die nun ebenfalls panisch die Leuchtanzeige fixiert. Der Geruch von Angstschweiß erfüllt den engen Raum und ich höre überdeutlich, wie ihr Puls in die Höhe schnellte. »Keine Sorge, es geht bestimmt gleich weiter«, sage ich bemüht locker, weil ich es jetzt echt nicht gebrauchen kann, dass sie in Panik verfällt.

Sie zeigt keine Regung auf meine Worte, ich bin mir nicht einmal sicher, ob sie mich überhaupt gehört hat.

Ein Blick auf meine Armbanduhr bringt mich innerlich zum Fluchen. Noch eine viertel Stunde bis Sonnenuntergang und damit bis zum Erwachen meiner dunklen Triebe. Kein günstiger Zeitpunkt, um mit einer blutjungen Frau in einer Zelle wie dieser festzustecken – weder für sie noch für mich.

Ich wippe ein wenig mit den Beinen und übe leichten Druck auf den Boden der Kabine aus, in der Hoffnung, dass sie sich dadurch wieder in Bewegung setzt. Aber alles, was ich damit erreiche, ist, dass sie zu Wanken beginnt und die Frau sich erschrocken an die Wände klammert. Noch mehr Angstschweiß steigt mir in die Nase und ihr Puls rast.

»'tschuldigung«, murmele ich in ihre Richtung.

Theoretisch könnte ich diese Kabine mit bloßen Händen zerlegen, aber dann kann ich einen unauffälligen Abgang vergessen. Also drücke ich stattdessen ein paar Knöpfe auf dem Bedienfeld des Aufzuges. *Tür öffnen, E* – nichts geschieht. Ein weiterer

hektischer Blick auf die Uhr sagt mir, dass ich noch etwa elf Minuten habe. *Verfluchter Drecksscheiß!*

Ich presse beide Hände gegen die Aufzugtüren, um sie aufzustemmen. Dabei wende ich nur so geringe Kraft an, wie sie ein Mensch aufbringen könnte. Doch ich merke schnell, dass ich mit einem Kraftaufwand menschlichen Ausmaßes rein gar nichts ausrichten kann. Sollte ich es wagen, meine vollen Kraftreserven anzuzapfen? Aber wie soll ich das später erklären? Lugh würde das jedenfalls gar nicht gefallen.

Aber es würde ihm noch weniger gefallen, wenn ich mich auf eine unschuldige Frau im Fahrstuhl stürze, weil mich der Durst überkommt. Okay, das ist vielleicht etwas übertrieben; es ist ja nicht so, dass ich mich überhaupt nicht im Griff hätte. Trotzdem wäre ich lieber weit weg von dieser Frau, wenn die Gier sich regt. Während ich noch überlege, tritt sie vorsichtig an mich heran und drückt einen kleinen roten Knopf auf dem Aufzugbedienfeld. Den Notfallknopf.

Innerlich stöhne ich auf. Ich hätte es gern vermieden, noch mehr Aufmerksamkeit zu erregen, aber vielleicht kommen wir so wenigstens schnell hier raus.

Ein Knacken ertönt. »Hallo, Sie befinden sich in einer akuten Notlage?«, fragt eine freundliche, weibliche Stimme durch den Lautsprecher.

»Ja, ähm, hallo. Wir stecken im Fahrstuhl fest«, sagt die junge Frau neben mir etwas unbeholfen. Ihre Stimme klingt belegt und irgendwie rau. Sie verströmt einen fruchtigsüßen Geruch, gemischt mit Angstschweiß – verlockend. Hastig trete ich einen Schritt von ihr fort.

»In Ordnung, bitte bewahren Sie Ruhe und haben Sie etwas Geduld. Ihr genauer Standort wurde mir bereits übermittelt und ich schicke schnellstmöglich einen Techniker zu ihnen. Können Sie mir sagen, auf welcher Etage sie feststecken?« Die Stimme aus der Anlage klingt so unbefangen und heiter, als würde sie unsere Essensbestellung aufnehmen.

»Zwischen der fünften und sechsten, wenn die Anzeige stimmt«, antwortet die Frau neben mir.

»Befinden sich noch weitere Personen bei Ihnen?« *Knister, knister.*

»Ähm, ja, ein Mann ist bei mir«, erwidert meine Leidensge-
nossin und wirft mir einen flüchtigen Blick zu. So wie sie es aus-
spricht, klingt es eher danach, als wäre ein Monster bei ihr – was
ja gar nicht mal so verkehrt ist.

In dem Moment, in dem sie mir ihr Gesicht zuwendet, fällt mir
auf, wie blass sie ist. Getrocknete Tränenspurten ziehen sich über
ihre Wangen, Augen und Nase sind leicht gerötet. Sie ist auf eine
unaufdringliche und natürliche Weise schön, auch wenn sie mich
an ein verschrecktes Reh erinnert. Ihre rotbraunen Haare sind
nachlässig zu einem unordentlichen Knoten an ihrem Hinterkopf
gebunden. Mit ihren verwaschenen Jeans und dem schlichten
schwarzen Top könnte man sie als unscheinbar bezeichnen, doch
irgendetwas an ihrer Ausstrahlung verrät mir, dass es sich hier um
eines der sagenumwobenen stillen Wasser handelt. Und die sind
bekanntermaßen tief. Ich sollte mich jedenfalls davor hüten, darin
baden zu gehen.

»Befindet sich einer von Ihnen in einer medizinischen Notlage?
Benötigen Sie ärztliche Versorgung?«, fragt die Unbekannte aus
der Sprechanlage.

Die stille Frau schaut mich abermals an. Diesmal ruht ihr
Blick länger auf mir, eine Augenbraue ist hochgezogen und eine
stumme Frage liegt auf ihren geschwungenen Lippen. Es dauert
eine Weile, bis mir aufgeht, dass sie eine Reaktion von mir erwar-
tet. Ich räuspere mich und schüttele den Kopf.

Sie wendet ihren Blick rasch von mir ab. »Nein, es gibt keinen
medizinischen Notfall«, spricht sie in Richtung der Sprechanlage.

»In Ordnung. Ich habe jemanden losgeschickt, der sie innerhalb
der nächsten dreißig Minuten befreit. Bewahren Sie bitte weiter-
hin Ruhe und unterlassen Sie jeglichen Versuch, sich eigenständig
aus dem Fahrstuhl zu befreien. Warten Sie auf den Techniker!
Sollten Sie doch medizinische Hilfe benötigen oder sich etwas an

Ihrer Lage ändern, zögern Sie nicht, erneut den Notfallknopf zu drücken«, leiert die Notfalltante herunter.

Dreißig Minuten?!

»Okay«, erwidert das Reh.

Das ist ganz und gar nicht okay! Ich habe gerade einmal acht Minuten, bis jede Zelle in mir nach Blut verlangt.

Die Sprechanlage tutet einmal. Die Verbindung wurde getrennt.
Fuck!

Die Rehfrau verzieht sich in ihre Ecke und kauert sich auf dem Boden zusammen. Sie zieht ihr Smartphone heraus, lässt es jedoch seufzend wieder in ihrer Jeans verschwinden. Vermutlich haben wir hier drin keinen Empfang. Ich werfe noch einen Blick auf die Uhr. Mir bleiben bloß ein paar Minuten bis zum Sonnenuntergang. Bereits jetzt merke ich, wie sich meine Muskeln anspannen. Wieso musste ich Trottel unbedingt tagsüber herkommen und dann auch noch so spät? Aber wie hätte ich mit so etwas rechnen können? Wäre ich nur nicht so dusselig gewesen, in diesen verdammten Aufzug zu steigen, dann wäre ich schon dreimal bei Lugh – was habe ich mir dabei gedacht?

Nervös laufe ich in der kleinen Kabine hin und her. Am liebsten würde ich auf die Wände einschlagen, die Türen eintreten oder auf das Dach klettern und durch den Schacht verschwinden. Doch die Frau hat mein Gesicht gesehen und beäugt mich ohnehin schon misstrauisch. Ich sollte ihr keinen Anlass geben, in mir etwas Widernatürliches zu sehen.

Ein nervöses Kribbeln in den Adern erinnert mich daran, dass dieser Teil in mir bald erwacht. Ich presse die Kiefer fest aufeinander. Normalerweise habe ich meine Instinkte unter Kontrolle, doch diese Situation hier stellt mich auf eine harte Probe. In meinem derzeitigen Zustand, in dem meine dunkle Natur allmählich die Oberhand gewinnt, sollte ich mich nicht in der Nähe eines Menschen aufhalten – ohne auch nur einen einzigen Tropfen Blut zu mir genommen zu haben. Doch jetzt bin ich hier, auf engstem

Raum mit dieser Frau ... Ihr süßer Geruch hüllt mich ein wie warmer Nebel. Das Rauschen in ihren Adern klingt wie Musik in meinen Ohren, wie der rhythmische Klang eines brausenden Flusses, der mich einlädt, mich in ihm zu erfrischen. Das Raubtier in mir drängt darauf, ihr meine Reißzähne in die zarte Haut an ihrem Hals zu schlagen, um jeden Tropfen ihres warmen Blutes in mich aufzunehmen. Ein heißer Schauer durchfährt mich bei dieser Vorstellung. Wie sie da kauert, die Beine eng an den Körper gezogen und das Gesicht in ihren Armen verborgen, die sie auf den Knien verschränkt hat, ist sie die ideale Beute; jung, zart, scheu.

Mein Blick wandert unwillkürlich zu ihrem Hals und bleibt an ihrer pulsierenden Schlagader hängen. Mein Inneres ist in Aufruhr, gierig fahre ich mit der Zunge über meine Lippen, stelle mir vor, wie ihr Blut darauf schmecken mag. Ich muss mich gewaltsam von ihrem Anblick losreißen. Es bedarf all meiner Kraft, mein wahres Gesicht zu verbergen und den niederen Instinkten nicht nachzugeben. Erst jetzt bemerke ich, dass sie den Kopf angehoben hat und mich verstört anschaut.

Verdammt, ich habe sie taxiert wie eine Beute. Vermutlich denkt sie, ich würde mich jeden Moment auf sie stürzen und ihr die Kleider vom Leib reißen. Dabei läge mir nichts ferner. Ich bemühe mich um einen unschuldigen Gesichtsausdruck und wende den Blick von ihr ab, da bemerke ich im Augenwinkel ihre hektischen Bewegungen. Wie im Wahn kratzt sie sich den Unterarm. Ihre Fingernägel schaben in einem irrsinnigen Tempo über die bereits tiefrote Haut. Knapp unter den glühenden Striemen sehe ich ihre Pulsader einladend hervorstehen. Aber was soll das verdammt noch mal mit diesem Kratzen? Hat sie einen Ausschlag oder so? Wenn sie nicht bald aufhört – von meinen Vampirreflexen gesteuert schnelle ich vor und packe ihr unverletztes Handgelenk.

Sie stößt einen erschrockenen Laut aus.

»Aufhören! Was machst du denn da?«, knurre ich sie an und halte ihren Arm fest im Griff, um sie am Kratzen zu hindern.

Die Frau schaut mir mit weit aufgerissenen Augen ins Gesicht, ihr Atem geht stoßweise.

Ich bin mir sicher, dass die ersten Anzeichen meiner wahren Natur bereits sichtbar sind und sie gerade überlegt, ob sie sich die dunklen Adern in meinem Gesicht oder die schwarzen Augen nur einbildet. Mühsam kämpfe ich gegen die Instinkte an, schicke das Biest zurück in seinen Käfig, doch plötzlich rieche ich *es*. Mein Blick schnellst hinab zu ihrem freien Arm. Aus der zerkratzten Haut quillt ein winziger Blutstropfen hervor. Der Geruch schießt mir in die Nase und vernebelt meine Sinne. Jegliche Schranken in mir brechen zusammen und das Biest drängt mit aller Macht an die Oberfläche. Meine Gedanken werden nur noch von einem bestimmt: ihrem Blut. Ich spüre, wie die Maske fällt, die Reißzähne schießen hervor, meine Gesichtszüge verhärten sich, das Raubtier in mir erwacht.

Ich umschließe den Arm meines Opfers fester und presse ihn gegen die Wand hinter ihr. Mit einem gierigen Grollen reiße ich mein Maul auf und entblöße die scharfen Eckzähne in Vollendung, um sie tief in meiner Beute zu versenken. Erst jetzt bemerke ich ihre Schreie. Sie hat Todesangst, ihr Gesicht ist angstverzerrt und sie windet sich in meinem Griff und versucht, mir zu entkommen. Ich presse meine freie Hand auf ihren Mund, um sie zum Schweigen zu bringen. Nicht weil mir ihre Angstschreie nicht gefallen würden – es liegt in meiner Natur, Angst verlockend zu finden –, sondern weil ich schon zu viel Aufmerksamkeit auf mich ziehe. Sobald ich meine Zähne in ihr versenkt habe, wird das Sekret aus meiner Schleimhaut in ihre Blutbahn gelangen und dafür sorgen, dass sie sich entspannt. Sie wird keinen Schmerz empfinden. Ich könnte von ihr trinken, ihr warmes Blut in mich aufnehmen und es sie danach einfach vergessen lassen. Was wäre schon dabei?

Als könnte sie meine Gedanken lesen, schüttelt sie den Kopf. Mein Blick bleibt an ihren weitaufgerissenen Augen hängen. Ich sehe die blanke Panik darin und diesmal finde ich sie nicht mehr so verlockend. Etwas sträubt sich in mir, der Widerwillen gegen

meine eigene Neigung erwacht. *Was mache ich hier, verdammt? Wie konnte ich mich nur so gehen lassen?* Krampfhaft dränge ich meine Instinkte zurück. Immer deutlicher tritt mir ins Bewusstsein, wo ich bin und was ich hier treibe. Langsam löse ich meine Hand von ihrem Mund.

»Ich tue dir nichts. Bitte schrei nicht!«, raune ich mit heiserer Stimme. Wie sollte sie mir den Scheiß glauben, nach dem, was gerade geschehen ist?

Doch sie nickt nur und bleibt aus irgendeinem Grund tatsächlich still, obwohl ich sie nicht gezwungen habe, mir zu gehorchen. Ich löse meine andere Hand von ihrem Unterarm, der nun genauso rot ist, wie der zerkratzte. Ihre Finger wandern langsam hin zu ihren Wunden, vielleicht um mit dem Kratzen fortzufahren. Ist das ein nervöser Tick?

»Lass es! Du machst es nur schlimmer«, zische ich, was sie mitten in der Bewegung zum Innehalten bringt. »Du musst das verbinden, wickel irgendetwas darum!«

Für einen Moment schaut sie mich verständnislos an und rührt sich nicht, dann tastet sie fahrig nach ihrer Tasche, die auf dem Aufzugboden liegt. Mit zitternden Fingern wühlt sie darin herum und zieht einen schwarzen Fummel heraus. Sie versucht ihn unbeholfen um ihren Arm zu wickeln.

Ungeduldig rupfe ich ihr den Stoff aus den Händen und reiße ein Stück davon ab, einen Ärmel. Ich schmeiße ihn ihr zu und sie beginnt, ihn mit langsamen Bewegungen um ihren Unterarm zu binden. Nachdem die Wunde bedeckt ist, kann ich wieder besser atmen, ohne Gefahr zu laufen, in einen Rausch zu verfallen. Noch einmal trete ich an sie heran und nehme ihr die Enden des Stoffes aus den Fingern, die sie erfolglos mit einer bebenden Hand zu verknoten versucht. Sobald der Knoten festsitzt, trete ich wieder von ihr zurück und halte so viel Abstand wie möglich. Ich wage es nicht, sie anzuschauen. Ihre Angst, die mich eben noch so erregt hat, lässt nun Übelkeit in mir aufsteigen. *Beinahe hätte ich* – ein lautes Klopfen an der Aufzugstür lässt mich ruckartig herumfahren.

»Hallo? Können sie mich hören? Ich bin vom Technischen Notdienst und hol Sie jetzt da raus«, verkündet eine dumpfe Stimme von draußen.

»Ja, wir hören Sie. Sehr gut, danke«, rufe ich zurück und bemühe mich, meine Erleichterung mitschwingen zu lassen. »Kein Wort!«, zische ich dem scheuen Reh leise zu, das mich nur mit offenem Mund anstarrt und hölzern nickt.

Während wir auf unsere Befreiung warten und den Arbeiten des Technikers lauschen, lässt sie sich mit um den Oberkörper geschlungenen Armen gegen die Kabinenwand sinken. Ihre Lippen bewegen sich unaufhörlich, als würde sie stumm etwas sagen. Ich meine Nummern ablesen zu können, doch ich werde nicht schlau daraus.

Was habe ich ihr bloß angetan? Das war vermutlich der Schock ihres Lebens und dabei hatte sie noch Glück. Trotzdem hätte das nicht passieren dürfen, doch jetzt ist es zu spät! Ich kann sie nicht einfach gehen lassen. Wäre ich nur niemals in diesen Scheißaufzug gestiegen! Ein Gedanke, der ihr bestimmt auch schon gekommen ist. Wir beide waren eindeutig zur falschen Zeit am falschen Ort!



Kapitel 3

Milena

Gedämpfte Geräusche dringen von außen in den Aufzug und hallen in dem Schacht ringsum nach. Der Techniker ist schon eine ganze Weile zugange. Ich fahre mir nervös mit den Händen durch das verschwitzte Gesicht. *Wäre ich doch bloß nicht in diesen Aufzug gestiegen – oder noch besser: niemals hergekommen!* Meine Finger zucken immer wieder in Richtung meines Unterarmes. Am liebsten würde ich mir den Verband – der bedauerlicherweise aus einem Fetzen meiner Lieblingsjacke besteht – herunterreißen, um mir die Nägel ins ohnehin geschundene Fleisch zu rammen. Doch ich halte mich mit aller Kraft davon ab. Zu sehr fürchte ich mich vor der Reaktion des Mannes – wenn er denn überhaupt ein *Mann* ist.

Nein, er ist kein Mann, jedenfalls kein gewöhnlicher. Ich habe es mir nicht eingebildet, ich habe *es* gesehen. Die entstellten Gesichtszüge, die scharfen und viel zu langen Zähne, die schwarzen Iriden. Er ist ein Monster und er wollte mich töten, aber innerhalb eines Augenaufschlages war alles vorbei. Jetzt wirkt er wieder wie irgendein stinknormaler Typ. Mit seinem abgetragenen schwarzen Kapuzenpulli, der zerschlissenen Jeans, den kurz-rasierten Haaren und den hervorstehenden Wangenknochen sieht er verwegen aus, aber nicht monströs. Doch ich darf mich davon nicht täuschen lassen. Ich weiß jetzt, was in ihm schlummert. Sobald die Türen sich öffnen, muss ich um mein Leben rennen.

Es vergeht eine gefühlte Ewigkeit, in der der Kerl wie ein Raubtier im Käfig in der Kabine hin und her tigert und ich all meinen Verstand zusammenklaube, um ihn nicht vollends zu verlieren. Dann endlich geht ein leichter Ruck durch die Aufzugskabine. Ich presse eilig die Hände an die beiden Seitenwände und schließe die Augen. Einatmen – *eins, zwei* – ausatmen. Einatmen – *eins, zwei* – ausatmen. Einatmen – *eins, zwei* – ausatmen.

Als ich die Lider wieder öffne, ist das bleiche Gesicht des Kerls dicht vor mir. Keine dunklen Adern durchziehen seine Haut und seine Augen sind auch nicht schwarz, dennoch schrecke ich abrupt zurück.

»Verhalte dich ruhig und tu, was ich dir sage, dann geschieht dir nichts!«, raunt er mir zu.

Gänsehaut kriecht mir über den Rücken und meine Arme hinab. Ich bin wie betäubt, aber es gelingt mir, den Kopf wie mechanisch auf und ab zu bewegen. Erleichtert atme ich aus, als der Typ sich von mir abwendet und erwartungsvoll die Fahrstuhltüren beobachtet. Ich beiße mir auf die Unterlippe – nicht zu fest, damit es ja nicht blutet. *Das darf alles nicht wahr sein!* Dieser Typ – dieses *Monster* – wird mich sicher nicht gehen lassen! Sobald ich diesen Fahrstuhl verlasse, bin ich frei und zugleich nicht. Mit einem Mal wünschte ich mir, die Türen würden sich niemals öffnen. Eine bescheuerte Idee, denn hier drin könnte er alles mit mir anstellen, was er auch außerhalb der Kabine mit mir machen kann.

Hätte ich doch bloß nicht meine Wohnung verlassen. Das ist alles *seine* Schuld. Und dieses Mal verwerfe ich diesen Gedanken nicht, denn es stimmt. Hätte er mich nicht nach sieben beschissenen Jahren angerufen und herbestellt, wäre nichts davon passiert. Vielleicht hat er das hier sogar eingefädelt? Will er mich auf diese Weise einschüchtern und dazu bringen, ihm doch das Geld zu geben? Diese Vorstellung ist so absurd, dass mir ein hysterisches Kichern entweicht.

Der Monstertyp wirft mir einen prüfenden Blick zu. Seine Stirn ist gerunzelt und die Augenbrauen sind tief nach unten gezogen.

Er ist völlig menschlich und doch strahlt er etwas Animalisches aus. Ich würde ihn gern zeichnen, genau in diesem Moment. Mein Sinn für die Schönheit der Finsternis überwiegt für einen Augenblick meine Angst. Ich stelle mir vor, wie ich die Striche setzen würde, um die Kontur seines Gesichtes nachzumalen, welche Farben ich wählen würde, um seinen bleichen Hautton korrekt wiederzugeben und wie ich die Tiefe in seinen Augen am besten abbilden könnte. Das Nachdenken über diese gewöhnlichen, für mich alltäglichen Entscheidungen meines Handwerkes halten mich für den Moment davon ab, mir darüber den Kopf zu zerbrechen, was dieser Kerl mit mir anstellen könnte.

Du hast es gesehen, er wird dich töten! Der Gedanke reißt mich aus der kreativen Illusion und schleudert mich mitten in die Realität zurück. Mein ganzer Körper erzittert so stark, dass meine Zähne aufeinanderschlagen.

Der Kerl hört es und wirft mir einen warnenden Blick zu. *Verhalte dich ruhig!*

Ich presse meine Kiefer so fest aufeinander, dass mir ein stechender Schmerz bis in die Schläfen rast. Doch ich wage nicht, den Druck zu mindern. Ich will den Typen nicht reizen, sonst verliert er wieder die Kontrolle und ...

Der Aufzug setzt sich gemächlich in Bewegung wie eine altersschwache Gondel. Auf der Anzeige leuchtet eine volle Fünf auf und ein leises *Pling* kündigt das Öffnen der Türen an. Sie fahren auf, Licht strömt ein und ich seufze erleichtert auf, während sich zugleich mein Magen zusammenzieht.

Der Monsterkerl ergreift behutsam meinen Arm, hakt sich unter, als wolle er mich hilfsbereit stützen, und zieht mich aus der Kabine in den hell erleuchteten Flur. Seine Berührung lässt meinen ganzen Körper krampfartig zusammenfahren und eine eisige Kälte breitet sich darin aus. Trotzdem klammere ich mich haltsuchend an ihm fest. Meine Beine wanken über den Boden, der unter mir nachzugeben scheint wie Wackelpudding.

Draußen erwartet uns der Techniker. Er überreicht uns zwei Colaflaschen, die mein Begleiter dankend entgegennimmt. Eine reicht er an mich weiter, und ich mache mich mit klammen Fingern an dem Verschluss zu schaffen. Es dauert ewig, bis ich den Deckel endlich abgeschraubt habe und die Flasche ansetze. Gierig sauge ich das übersüße Zeug in mich hinein. Ich hasse Cola, aber in diesem Moment tut mir die Süße gut und der Zucker und das Koffein verschaffen mir die Illusion von Energie.

»Tut mir furchtbar leid, was Ihnen passiert ist. Kommt immer mal wieder vor, da kann man nichts machen. Geht's Ihnen gut? Kann ich Ihnen irgendwie helfen? Soll ich einen Sanitäter rufen?«, sprudelt es derweil aus dem jungen Techniker heraus. Er trägt einen zerschlissenen Blaumann, auf dem Ölrückstände und womöglich Rost eine Vielzahl an Flecken hinterlassen haben. Ölschwarz und Rostbraun auf königsblauem Grund.

»Danke, es geht uns den Umständen entsprechend gut, wir möchten einfach nur nach Hause. Also besten Dank für Ihre Hilfe«, erwidert der Kerl an meiner Seite in höflichem, aber bestimmtem Tonfall. Er greift meinen Arm fester und macht Anstalten, mich mit sich zu ziehen.

Unwillkürlich stemme ich die Füße in den Boden und auch der junge Techniker lässt sich nicht so leicht abwimmeln. Vermutlich will er verhindern, dass es hinterher heißt, er sei seiner Sorgfaltspflicht nicht hinreichend nachgekommen. Er fasst mich am Ellbogen meines freien Armes, um den sich der Jackenärmel windet, woraufhin sich der Monsterkerl an meiner anderen Seite anspannt.

»Sind Sie sicher? Sie sehen ziemlich blass aus. Haben Sie sich verletzt?«, hakt der Techniker besorgt nach und deutet auf den provisorischen Verband.

Ich schüttele leicht den Kopf. »Nur ein Kratzer«, murmele ich – was ja sogar der Wahrheit entspricht – und ziehe den Arm zurück, um ihn hinter meinem Rücken zu verbergen.

Der junge Typ schaut mich eindringlich an. Er ist vielleicht Anfang zwanzig und sein Gesicht von Aknenarben übersät, die

er mit einem farblich unpassenden Abdeckstift zu kaschieren versucht hat. Das raspelkurze strohblonde Haar stellt einen scharfen Kontrast zu seiner rötlichen Gesichtshaut dar und seine Segelohren runden das Bild perfekt ab.

Jetzt beugt er sich zu mir vor. »Kann ich Ihnen helfen?«, raunt er mir leise zu. Für einen Sekundenbruchteil schnellt sein Blick zu dem Monsterkerl neben mir, der gerade nicht aussieht wie ein Monster, aber dessen Griff um meinen Arm sich unvermittelt verstärkt.

Ich blicke in das Lausbubengesicht und stelle mir vor, wie ich ihn um Hilfe bitte, ihm sage, dass der Kerl neben mir mich verschleppen und töten will. Vor meinem geistigen Auge sehe ich, wie der sich daraufhin in das Monster verwandelt, das er so geschickt verbirgt, und dem unschuldigen Techniker sämtliche Gliedmaßen abreißt oder was auch immer Monster wie er mit ihren Opfern tun.

Ich schüttele erneut den Kopf. Nein, dieser von den Spätfolgen seiner Jugendakne gezeichnete Typ kann mir nicht helfen.

Stirnrunzelnd hakt er noch einmal nach. »Also geht es Ihnen gut, ja?«

Ich nicke langsam, aber mit weit ausholenden Bewegungen.

»Okay«, meint der Techniker und wirkt dabei erleichtert. Er weicht rasch von mir zurück. »Also, ich habe es Ihnen angeboten, aber wenn Sie keine Hilfe oder medizinische Unterstützung benötigen, dann können Sie jetzt gehen«, fügt er achselzuckend hinzu.

Ja, besten Dank auch. Du bist deiner Sorgfaltspflicht hinreichend nachgekommen, indem du mich den fürsorglichen Händen eines blutrünstigen Monsters überlässt, schießt es mir durch den Kopf, während besagtes Monster mich in Richtung des Treppenhauses zieht. Doch sofort schäme ich mich dieses Gedankens. Der junge Typ kann ja nun wirklich nichts dafür, er hat mir seine Hilfe schließlich mehrfach angeboten.

Sobald die schwere Brandschutztür hinter uns zufällt und die Stille des Treppenhauses uns umgibt, entspannt sich mein

Entführer, jedoch ohne meinen Arm loszulassen. Entschlossen schiebt er mich auf die Treppe zu und zieht mich die Stufen hinab. Ich gerate schon nach drei Tritten aus dem Takt und stolpere, werde jedoch am Arm weitergerissen. Meine Beine fühlen sich an, als wären sie aus Gummi, immer wieder geben sie unter meinem Gewicht nach.

Mein Begleiter bleibt seufzend stehen und wirft mir einen tadelnden Blick zu, als wäre ich ein ungezogenes Kind. »So kommen wir ja nie unten an«, murrte er.

Am liebsten würde ich ihm meine Wut entgegenschmettern. Will ihm an den Kopf werfen, dass es nicht meine Schuld ist, dass ich kurz vor einem Kollaps stehe. Ich vertrage es nun mal nicht gut, von einem wilden Monster entführt zu werden! Doch alles, was aus mir entweicht, ist ein Lufthauch.

Kurzum beugt sich der Kerl vor, legt einen Arm um meine Kniekehlen, den anderen um meinen Rücken und hebt mich behände hoch. Es passiert so schnell, dass ich nicht dazu komme, zu protestieren, und ehe ich es recht begreife, geht es schon treppab. Der Typ trägt mich, als wäre ich eine Stoffpuppe. Nicht das geringste Anzeichen von Anstrengung ist zu erkennen, obwohl er so zügig die Stufen hinabläuft, dass jeder normale Mensch ins Straucheln geraten würde. Doch seine Füße bewegen sich so sicher vorwärts wie die Pfoten einer Raubkatze. Was ist er bloß für eine Kreatur?

Eine unangenehme Kälte befällt mich und erst jetzt bemerke ich, dass der Monsterkerl keinerlei Wärme abgibt. Es ist, als würden mich statt Armen leblose Ranken umschließen. Ich erschauere, und mein Puls schnellte abermals in die Höhe. Eigentlich bin ich viel zu fertig, um noch groß darauf zu reagieren, aber meine letzten Panik-Reserven kommen nun zum Vorschein. Meine Atmung beschleunigt sich, als würde ich selbst die Treppen herabrasen, und der Drang, mich zu kratzen, wird übermächtig. Doch ich wage nicht, mich in seinen kalten Armen zu rühren.

Einatmen – *eins*, *zwei* – ausatmen. Einatmen ...

Im Erdgeschoss biegt der monströse Kalthäuter nach links ab und steuert direkt auf einen Notausgang zu. Einhändig drückt er die schwere Stahltür auf und tritt hinaus, wobei er meine Füße achtlos gegen den Türrahmen prallen lässt. Erst als die Tür hinter uns zuschlägt, setzt er mich auf meinen wackeligen Beinen ab.

Wir befinden uns an der Rückseite des Goliath in einer Seitenstraße. Hier ist keine Menschenseele weit und breit. Es ist mittlerweile stockdunkel, nur eine einsame Straßenlaterne wirft einen schwachen Lichtkegel auf uns. Meine Haut ist schweißbedeckt, meine Kleidung klamm und der kühle Abendwind bringt mich zum Frösteln. Ich schlinge die Arme um den Oberkörper und versuche, das Zittern so gut es geht zu unterdrücken. Mein eigener Schweißgeruch dringt mir in die Nase, er stinkt nach Angst und Stress. Würde ich mich nicht in der Gewalt eines Monsters befinden, wäre mir mein Geruch furchtbar unangenehm, aber in Anbetracht der Umstände finde ich das durchaus tolerierbar.

Bibbernd stehe ich da, während der Kerl vor mir sich leise fluchend über das kurz geschorene Haar fährt. Seine markanten Wangenknochen stechen hart hervor, die Kiefer sind fest aufeinandergepresst. Nichts deutet auf Reißzähne hin, auch sind seine Augen nicht schwarz und blutunterlaufen. Zwar liegen dunkle Schatten unter ihnen, aber die Iriden sind eindeutig hell, vielleicht blau oder grün. So genau lässt sich das in dem dämmrigen Licht nicht ausmachen. *Habe ich mir das alles doch nur eingebildet?*

Ich warte ab, während der unscheinbare Typ offensichtlich angestrengt nachdenkt. Er sieht erschöpft aus. Sein kaum mehr beängstigendes Erscheinungsbild lässt mich etwas Mut fassen, daher frage ich: »Kann ich gehen?« Meine Stimme hört sich fremd an, rau und heiser, die Worte erinnern eher an ein Krächzen. Doch das ist mir egal. Ich will einfach nur nach Hause.

Sein Blick schnellt zu mir. Seine Augen verdunkeln sich wortwörtlich – oder kommt es mir nur so vor? »Nein!«, blafft er und es klingt wie das Knurren eines wilden Tieres.

Instinktiv weiche ich vor ihm zurück und pralle gegen die

Hauswand hinter mir. Ich drücke mich fest daran, obwohl sich die körnige Struktur unangenehm in meinen Rücken bohrt, und taste haltsuchend mit den Händen an der Fassade entlang. Ich habe es mir nicht bloß eingebildet, er *ist* ein Monster!

Da macht er einen schnellen Satz auf mich zu und ich stoße einen kehligen Laut aus, eine Mischung aus Kreischen und Schluchzen. Er packt meinen Arm und zieht mich von der Wand weg. Ungebremst stolpere ich auf ihn zu, doch ehe ich gegen ihn stoße, dreht er sich um und setzt sich in Bewegung, ohne meinen Arm loszulassen.

Ich atme erleichtert aus, weil er mir nichts angetan hat, aber zugleich zieht sich mein Magen zusammen. »Was hast du vor? Wo willst du mit mir hin? Wieso lässt du mich nicht einfach gehen?«

Er erwidert nichts außer ein ungehaltenes Zischen.

Verfluchter Mist! Tränen verschleiern meine Sicht, während ich ihm blind hinterher stolpere. Ich kann kaum sehen, wohin ich trete oder in welche Richtung wir gehen. Meine Gedanken kreisen immer nur um dasselbe: *Ich will nach Hause! Ich will nach Hause!*

Ich wage noch einen Versuch. »Bitte, lass mich gehen.« Doch der Blick, den er mir zuwirft, lässt mich sofort wieder verstummen. Mein Körper zittert unablässig und am liebsten würde ich mir mit den Fingernägeln die Haut vom Leib reißen. Stumm schluchze ich vor mich hin, verfluche meinen Erzeuger und wünsche mir, ich hätte auf Mellie gehört.

Auf einmal spüre ich eine leichte Vibration am Oberschenkel. Natürlich, wie konnte ich das nur vergessen? Mein Smartphone. Langsam lasse ich die freie Hand zur Hosentasche gleiten. Als meine Finger auf das kühle Panzerglas des Displays treffen und ich das Vibrieren an den Fingerkuppen spüre, durchspült mich eine seichte Woge der Erleichterung. Diese kleine Berührung gibt mir ein wenig Sicherheit zurück. Obwohl es natürlich Unsinn ist, das Ding nützt mir gar nichts, solange ich damit keine Hilfe rufe. Mit angehaltenem Atem versuche ich, das Gerät unauffällig herauszuziehen.

Vielleicht kann ich Mellie eine Nachricht schicken, sie könnte mich orten und ...

»Na los, hol es raus!«, knurrt mein Entführer und lässt meine Hand vor Schreck einfrieren.

Wie konnte er die leichte Bewegung meiner Finger überhaupt bemerken? Er ist beständig vor mir und hat sich nicht einmal zu mir umgeblickt. Stattdessen zerrt er mich hinter sich her wie einen Hund an der Leine.

»Hol es raus!«, wiederholt er, ohne sich zu mir umzuwenden.

Mit zitternden Fingern ergreife ich das Smartphone und ziehe es langsam nach oben, während ich weiterhin unfreiwillig hinter ihm her stolpere. Das Vibrieren hat aufgehört. Ein schneller Blick auf das Display zeigt mir fünf verpasste Anrufe und zwölf ungelesene Nachrichten von Mellie.

»Gib es mir!« Er dreht sich im Weitergehen halb zu mir herum, die freie Hand auffordernd ausgestreckt.

Ich starre kopfschüttelnd auf seine leere Handfläche und drücke das Smartphone unwillkürlich an meine Brust. Ich kann es ihm nicht überlassen.

Er bleibt so abrupt stehen, dass ich unsanft gegen ihn pralle und sofort wieder zurückweiche.

»Ich hab gesagt, du sollst es mir geben!«

Ich presse die Lippen aufeinander. Das vertraute Kribbeln macht sich in meinem Bauch bemerkbar und ich spüre, wie sich mein Puls beschleunigt. Trotzdem umklammere ich das Smartphone weiterhin wie einen Rettungsanker. Niemals überlasse ich es ihm einfach so.

Mit einer blitzschnellen Bewegung schießt eine Hand des Kerls vor und ergreift meine. Viel zu schnell, als dass ich hätte reagieren können. Ich schreie auf, als er meinen Klammergriff grob von dem Smartphone lösen will, doch ich umschließe es mit aller Kraft.

»Ich will dir nicht wehtun, also lass einfach los!«

Ich schnaube bloß.

»Wie du willst.« Langsam biegt er meinen Daumen nach hinten.

Vor Anstrengung und Schmerz keuche ich. Es ist absurd, aber ich will jetzt nicht aufgeben, selbst wenn er mir den Finger bricht.

Doch ehe es dazu kommen kann, beginnt das Smartphone zwischen unseren Händen zu vibrieren und Carly Rae Jepsen platzt mit ihrem fröhlichen *Call Me Maybe* mitten in unser Gerangel. Irgendwie muss ich beim Kampf um das Gerät den Ton wieder eingeschaltet haben. Carly klingt etwas dumpf, da meine Finger den Lautsprecher verdecken. Trotzdem lässt uns ihr ›Hey‹ schlagartig innehalten. Es ist lächerlich, ausgerechnet diesen albernsten Song in einer solchen Situation zu hören, doch er nimmt ihr etwas von ihrer Bedrohlichkeit. Ich hasse dieses Lied, aber Mellie liebt es, daher leuchtet ihr verschmitztes Grinsen nun auch auf dem Display auf.

Der Monstertyp starrt auf den Bildschirm, er scheint genauso irritiert von der unerwarteten Unterbrechung zu sein wie ich. Gequält verzieht er das Gesicht. »Verdammtes Geplärre!«, stöhnt er und fährt mit dem Finger über das Display, um den Anruf wegzudrücken. Die plötzliche Stille kommt mir zu laut vor, in meinem Inneren hallen noch die letzten Worte des Liedes nach. *Ja, das hier ist wirklich crazy ...*

Der Monstertyp schlägt unerwartet die Hände über dem Kopf zusammen. »Mach es einfach aus!«, seufzt er dann.

Einen Moment schaue ich ihn verständnislos an, das verstummte Smartphone in meiner Hand haltend wie eine Opfergabe.

Er deutet darauf. »Das Ding, behalt es meinetwegen, aber schalt es aus und steck es in deine Tasche!«

Ich lasse geräuschvoll Luft entweichen und starre auf das Display, das mir nun sechs verpasste Anrufe und zwölf ungelesene Nachrichten von Mellie anzeigt. Ich bin erleichtert, dass er es mir überlässt, auch wenn es mir ausgeschaltet natürlich überhaupt nichts nutzt. Zögernd drücke ich auf die seitliche Taste und bestätige das Herunterfahren. Ich schaue zu, wie das Display erlischt – und mit ihm meine Hoffnung auf Rettung. Aber was hätte es schon gebracht, Mellie von meiner Lage zu berichten? Was könnte

sie tun? Die Polizei anrufen? *Hilfe, bitte, meine Schwester wurde von einem Monster entführt?* Wenn sie mir überhaupt glauben würde; vermutlich würde sie eher denken, dass ich nun endgültig durchgeknallt bin. Und in beiden Fällen würde sie komplett ausrasten.

»Meine Schwester wird sich Sorgen um mich machen. Sie wird alle Hebel in Bewegung setzen, wenn ich mich nicht bald melde. Wahrscheinlich hat sie schon längst einen Suchtrupp losgeschickt oder sonst was«, sprudelt es aus mir heraus.

»Darum werde ich mich später kümmern«, meint er mir und setzt sich wieder in Bewegung, als wäre nichts geschehen.

Ich erstarre bei diesen Worten und meine Beine werden weich. Erst als er mich grob am Arm vorwärts zieht, bewegen sie sich mechanisch weiter. Doch das Zittern, das nun meinen ganzen Körper erfüllt, lässt nicht so leicht nach. Was habe ich nur getan? Wegen meiner Unbedachtheit ist nun auch Mellie in Gefahr. *Er wird sich später darum kümmern.* Was soll das bedeuten? Erst verschleppt er mich und dann meine Schwester?

Als sich der gepflasterte Boden unter mir in Schotter verwandelt, hebe ich den Kopf und versuche, mir meiner Umgebung bewusst zu werden. Mein Herz setzt kurz aus, als mir klar wird, dass mich mein Entführer geradewegs in den Gregorianpark verschleppt. Der Schotterweg vor mir erstreckt sich etwa fünf Meter weit, danach versinkt er in der undurchdringbaren Dunkelheit des Parks.

Die Parkanlage ist weitläufig und für ihre vielen düsteren Stellen bekannt. Tagsüber tummeln sich hier verliebte Paare und Horden von Kindern, doch sobald es dunkel wird, suchen hier Drogen-dealer und Kleinkriminelle Schutz vor der Exekutive. Die wenigen Laternen sorgen nicht mal annähernd für eine ausreichende Beleuchtung, sondern lassen die Schatten durch den Park tanzen wie Hexen auf dem Blocksberg. Es gibt genügend Ecken, in denen sich zwielichtige Gestalten verstecken können – oder Monster ungesehen über ihre Opfer herfallen könnten.

Die Wucht der Erkenntnis lässt mich abrupt innehalten. *Er wird mich hier töten!* Ich stemme meine Füße in den Boden, um ihn daran zu hindern, mich noch tiefer in den Park zu zerren, doch das führt nur dazu, dass ich Schleifspuren auf dem Schotterweg hinterlasse. »Nein!«, keuche ich, während mich das Monster ungerührt weiter zerrt. »NEIN!«, kreische ich diesmal laut und fange an, wie wild um mich zu schlagen. Mein Überlebenswille wird mit einem Mal übermächtig und ich winde mich mit aller Kraft in seinem Griff. Ich trete und schreie zugleich. Mein ganzer Körper ist in Aufruhr und für einen Augenblick verliert der Kerl die Kontrolle über mich. Sein Griff lockert sich.

Plötzlich bin ich frei und stolpere von ihm fort. Doch ich komme nicht weit, denn ehe ich mein Gleichgewicht wiedergewinne, ist er schon bei mir und packt mich mit beiden Händen an den Oberarmen. Sein Griff ist so fest, dass ich mich kaum rühren kann. Unkoordiniert trete ich nach ihm, doch dann schüttelt er mich so ungestüm vor und zurück, dass ich jeglichen Widerstand aufgebe. Eine ungeheure Kraft wirkt auf meinen Körper ein, wie früher in der Achterbahn im Adventureland. *Death Racer* hieß das Gefährt, bei dem man in Höchstgeschwindigkeit vor- und zurückgeschossen wurde und bereits nach kürzester Zeit jegliche Orientierung verlor. Ebenso fühle ich mich jetzt, während mein Kopf wild nach vorn und nach hinten geschleudert wird. Dann hört es endlich auf. Die Welt bewegt sich noch einen Moment länger, obwohl mein Kopf bereits still vornüber hängt. Er dröhnt so gewaltig, als wäre er zwischen die aufeinanderschlagenden Metallscheiben eines Beckens geraten.

Mein Blick flirrt und es dauert eine Weile, ehe ich wieder klar sehen kann und dabei genau in die dunklen Augen meines Entführers schaue. *Tiefschwarz*. Er hält sein Gesicht ganz nah vor meines und fixiert mich eindringlich mit seinem Blick. Ich verliere mich in diesen schwarzen Abgründen, mein Kopf ist mit einem Mal völlig leergefegt. Warum war ich eigentlich gerade eben noch so aufgebracht? Was es auch war, es fällt von mir ab wie eine alte Hülle und ich fühle mich wie in Watte gepackt. Eine wohltuende Ruhe breitet sich in mir aus und mein Körper entspannt sich. Ein

leichtes Seufzen entfährt meinen Lippen.

»Ich hab doch gesagt, dass ich dir nichts tue! Es gibt keinen Grund, so ein Theater zu machen«, raunt er.

Ich nicke langsam. Natürlich. Weshalb sollte ich das auch infrage stellen? Wieso sollte ich *irgendetwas* infrage stellen?

»Komm jetzt!«, sagt er ungeduldig und zieht mich weiter.

Wie in Trance stolpere ich hinter ihm her.



Kapitel 4

Rico

Nachdem ich sie ruhiggestellt habe, wankt die Frau widerstandslos hinter mir her wie ein Zombie auf Valium. Ich hasse es, aber irgendetwas musste ich ja unternehmen. Ihr panisches Verhalten wirkt wie ein Lockruf auf mich. Genauso gut könnte sie mir fröhlich »Komm und fang mich« zurufen. »Na, komm schon! Reiß mir die Kehle auf und saug mir das Blut aus!« Mit ihrem verschreckten Blick, der dennoch etwas Trotziges hat, und diesem fruchtig-süßlichen Geruch ... Wäre es ihr vorhin gelungen, wegzurennen, hätte ich ihr hinterherjagen müssen, was nur wieder meinen Jagdtrieb geweckt hätte. Da machen es mir ihr stummer Gehorsam und die leeren Augen um einiges leichter.

Ich weiß nicht genau, was ich mir davon verspreche, sie zu Lugh zu bringen – gar nichts eigentlich. Na ja, wenigstens verschafft es mir etwas Zeit. Der alte Ire bekommt bestimmt einen Wutanfall, sobald er sie sieht, aber das ist mir jetzt auch scheißegal. Soll er sich doch aufregen, bis ihm der Dudelsack platzt! Schon klar, indem ich sie mitschleppe, zögere ich nur das Unvermeidbare hinaus, denn es gibt ohnehin nur eine Lösung für dieses Problem. Aber was soll's? Ich hab's nicht eilig! Ich habe es *nie* eilig, ich habe schließlich die ganze grandios verschissene Ewigkeit vor mir.

Am liebsten würde ich die Frau einfach stehen lassen, sobald wir den Park verlassen haben. Soll sie doch nach Hause laufen und

ihren Freunden und der ganzen verdammten Welt berichten, dass sie mit einem menschlichen Raubtier im Aufzug eingesperrt war. Soll sie jedem erzählen, wie ich aussehe und dass ich sie entführen wollte. Eigentlich wäre es mir wirklich scheißegal, aber ich rischiere damit nicht nur meinen Arsch. Sondern auch Lughs und den der anderen. Wenn ich es mir mit ihnen nicht verscherzen will, muss ich mich darum kümmern. Aber ich *will* mich verdammt nochmal nicht *darum kümmern!*

»Weißt du, auch wenn du das nach deinem Erlebnis im Aufzug sicher anders siehst, aber ich bin kein gewissenloses Arschloch oder so. Mir macht es ganz sicher keinen Spaß, dich zu verschleppen, aber was soll ich machen? Scheiße, das hätte einfach nicht so laufen dürfen!«, erkläre ich ihr. Ich werfe ihr einen kurzen Blick über die Schulter zu und sehe sie nicken. Ihr Gesicht bleibt dabei völlig ausdruckslos, als hätte sie kein Wort von dem verstanden, was ich gesagt habe. Keine Ahnung, wieso ich es überhaupt gesagt habe, aber irgendwie ist es mir ein Bedürfnis, die Sache klarzustellen, auch wenn sie gerade nichts davon mitbekommt.

»Im Grunde hast du Glück, dass du ausgerechnet mir vor die Fangzähne gelaufen bist. Ein anderer hätte dir wahrscheinlich längst die Kehle rausgerissen oder irgendwelche kranken Spielchen mit dir angestellt. Es gibt so einige, die einen Heidenspaß daran hätten, mit einem scheuen Reh wie dir zu spielen«, fahre ich fort. *Mein Gott, was rede ich da?* Aber es ist ja die Wahrheit. Es gibt abgefücktere als mich, auch wenn mich das nicht unbedingt besser dastehen lässt. Die Frau zeigt wieder keine Regung. Ich kann nicht verstehen, was andere daran finden, ihre Opfer so auszuknocken. Am liebsten würde ich den Bann wieder lösen, aber dann rastet sie wahrscheinlich sofort aus. Es ist besser so, nicht nur für mich.

Dabei hätte ich nicht gedacht, dass es mir gelingen würde, sie komplett auszuschalten. Sie ist total eingekullt, willenlos, bloß durch ein wenig Gedankenmanipulation. Eine Kunstfertigkeit, die ich nur mittelmäßig beherrsche, weil ich sie nicht häufig einsetze.

Bei besonders willensstarken Persönlichkeiten würde ich es gar nicht erst versuchen, denn es verlangt einiges an mentaler Kraft, sie gefügig zu machen. Ich kann nicht einschätzen, ob es mir bei ihr gelungen wäre, wenn sie sich nicht vor lauter Panik bereits so verausgabt hätte. Ihr Geist hat wahrscheinlich schon nach Erholung gelehzt und sich deshalb bereitwillig ergeben. Mal sehen, wie lange es anhält. Hoffentlich bis wir bei Lugh eintreffen.

Der verdammte Weg kommt mir ewig vor. Normalerweise würde ich ihn nicht in diesem Schneckentempo zurücklegen, aber mit ihr im Schlepptau kann ich schlecht in Highspeed rennen. Testweise beschleunige ich ein wenig meinen Schritt, doch da gerät sie hinter mir auch schon ins Stolpern.

»Keine Ahnung, womit ich das verdient habe«, stöhne ich und verlangsame mein Tempo wieder. »Ich versuche einfach nur, mein Scheißleben zu leben. Ausharren, trinken, jagen, hin und wieder ein paar Aufträge für Lugh erledigen. Das war's! Nicht das Leben, das ich mir vorgestellt habe, aber wer kriegt schon das, was er sich wünscht? Ich hab mich damit abgefunden, aber das hier musste echt nicht sein. Warum verdammt musstest du mir direkt vor die Fangzähne laufen? Verfluchte Scheiße!«, fluche ich vor mich hin, während ich sie durch die Gegend ziehe.

Plötzlich durchdringt ein Schrei die Stille des Parks, der meine Reißzähne sofort herausfahren lässt. Meine Muskeln sind zum Bersten gespannt und meine Ohren lauschen in die Nacht. Es folgen grölendes Gelächter und hysterisches Gekreische. Ich entspanne mich wieder. Nur irgendwelche Jugendlichen, die sich in irgendeiner dunklen Ecke des Parks volllaufen lassen. Meine Begleiterin hat bei dem Geschrei nicht einmal gezuckt, aber in mir regt sich wieder das Verlangen. Während wir uns dem Gejohle weiter nähern, spiele ich für einen Moment mit dem Gedanken, die kleine Gruppe ein bisschen aufzumischen. Ich könnte sie ebenfalls ruhigstellen. Besoffene sind genauso leicht zu manipulieren wie Willensschwache und Kinder – oder zu Tode verängstigte Frauen, die aus Aufzügen entführt wurden. Ich könnte die

Saufnasen gefügig machen und dann einen nach dem anderen ...
Verdammt!

Gereizt weise ich meine Reißzähne in ihre Schranken. Sie rebellieren hartnäckig gegen die anhaltende Abstinenz. Schon zu lange haben sie keine Arterie mehr von innen gesehen. Was kein Problem darstellen würde, wenn ich nicht längst überfällig wäre. Der Durst bringt mich langsam, aber sicher auf abwegige Gedanken. Das ist genau der Grund, warum ich normalerweise nicht rausgehe, ohne vorher getrunken zu haben. Wenn ich gewusst hätte, was für eine Scheiße es mir einbrockt, wäre ich niemals tagsüber zu Sneaky gegangen. Aber wer rechnet denn mit so etwas? Ich beschleunige meinen Schritt geringfügig, bis wir die johlenden Besoffenen hinter uns gelassen haben und endlich das Ende des Parks erreichen. Die Hauptstraße dahinter liegt wie ausgestorben da. Um diese Uhrzeit legt sich das gemeine Volk Lietburgs brav zur Bettruhe, während die Kreaturen der Nacht aus ihren Löchern gekrochen kommen. So wie ich.

»Jetzt ist es nicht mehr weit«, informiere ich meinen desinteressierten Anhang. Mit ihm im Schlepptau überquere ich die vor uns liegende Hauptstraße und folge dem kleinen Pfad durch die angrenzenden Maisfelder und die Wildblumenwiese, bis das alte Industriegelände vor uns auftaucht. Der hohe Maschendrahtzaun, der das Gelände umschließt, ist normalerweise kein Hindernis für mich. Aber wegen meiner reizenden Begleitung steuere ich diesmal das Haupttor an.

In den alten Industriegebäuden hat sich Lugh sein persönliches Domizil errichtet, in dem er auch mir und einigen anderen eine Unterkunft bietet. Ich meide meinen kleinen Unterschlupf hier allerdings lieber, meistens hänge ich einfach bei Lugh ab oder auch mal bei Vic. Aber in meinem Zimmer befinden sich die einzigen Habseligkeiten, die ich noch besitze. Erinnerungsstücke an mein altes Leben: ein Foto von Jenny und mir, der Schlüssel zu unserer gemeinsamen Wohnung, die Armbanduhr meines Vaters. All das liegt sicher verwahrt in einem Schließfach. Ich wollte die Sachen

verbrennen, doch Lugh meinte, wenn die Menschen, die ich einmal geliebt habe, alle tot sind, werde ich froh sein, etwas zu haben, das mich an sie erinnert. Aber ob tot oder nicht, die Erinnerungen an sie sind nur noch schmerzhaft, nichts weiter, und wenn ich könnte, würde ich sie mir selbst aus dem Gedächtnis löschen. Normalerweise kann ich all das gut verdrängen, doch der anhaltende Durst macht mich allmählich melancholisch.

»Es ist kein verdammter Spaß, ein Dasein wie meines zu fristen«, sage ich an den Rotschopf gewandt oder vielleicht auch nur zu mir selbst. Ich weiß es nicht. »Am schlimmsten daran ist, dass du doppelt stirbst. Zuerst stirbt dein Körper auf qualvolle Weise und wird wider die Natur wieder lebendig – scheinbar. In Wirklichkeit ist es nur eine billige und abartige Kopie. Aber als wäre das noch nicht genug, folgt darauf der zweite Tod: das elendige Absterben deines Lebens. Alles, was Bedeutung in deinem Leben hatte, zerfällt vor deinen Augen zu Staub. Du kommst also zurück, bist dem Tod noch einmal von der Schippe gesprungen, nur um festzustellen, dass dein altes Leben nicht mehr existiert.«

Ich habe das und Ähnliches schon an die tausend Male gedacht, aber noch nie laut ausgesprochen. Vielleicht sollte ich öfter Menschen manipulieren, um mir den Scheiß von der Seele zu reden. Bei der Vorstellung stoße ich ein trockenes Lachen aus.

»Es hat echt gedauert, bis ich das damals gecheckt habe. Nachdem ich mich verwandelt hab, bin ich erstmal tagelang total unzurechnungsfähig durch die Gegend geirrt, habe Menschen gebissen und ausgesaugt – es war echt kein Scheißvergnügen, das sag ich dir –, bis mich das Heimweh überfallen hat. Also bin ich nach Hause gegangen, in Jennys und meine gemeinsame Wohnung«, fahre ich fort, unfähig meinen ungewohnten Redeschwall zu unterbinden. »Ich hab tatsächlich gedacht, dass es klappen könnte, dass ich einfach weitermachen könnte. Aber dann haben wir uns gestritten. Jenny ist ausgerastet, weil ich tagelang weg war, und ich konnte ihr schlecht erklären, wieso. Jedenfalls standen wir uns dicht gegenüber und sie hat geschrien und gewütet. Und ich konnte

plötzlich nur noch an eines denken: Ihr die Kehle aufzureißen. Vor lauter Wut hat das Blut nur so gerauscht in ihren Adern und ich konnte mich von dem Anblick ihrer pulsierenden Schlagader kaum losreißen. Das war der Moment, in dem mir klar wurde, dass mein Leben vorbei ist. Ich bin abgehauen und habe nie wieder einen Blick zurückgeworfen.«

Die Frau an meiner Seite kommentiert meine Schilderung mit einem verträumten »Hmh«, und reißt mich damit aus der Melancholie.

Was zur Hölle mache ich eigentlich hier? Erzähle dieser benebelten Frau einen Schwung aus meinem Leben wie ein Greis, der jeden Trottel, der nicht schnell genug flüchtet, mit verstaubten Geschichten aus der guten alten Zeit volllabert. Ich brauche dringend etwas zu trinken, um wieder in die Spur zu kommen. »Ach, vergiss es«, murmele ich, was unnötig ist, da sie es sowieso tun wird. Nichts von meinem Geschwafel dringt wirklich zu ihr durch, denn sonst würde sie mich ja nicht so unbeteiligt anschauen, während ich über das Aufreißen von Kehlen spreche.

Seufzend wende ich mich wieder dem Tor zu, vor dem wir immer noch stehen. Jetzt kommt der Schlüssel endlich mal zum Einsatz, den mir Lugh vor Urzeiten gegeben hat, und von dem ich dachte, dass ich ihn nie brauchen würde. Nachdem ich ihn mühsam aus meiner Jeans geklaubt und in das angerostete Vorhängeschloss gejagt habe, schwingt das klapprige Gittertor auf.

»Na komm, kleiner Lemming«, sage ich und breite einladend den Arm aus. Ohne Murren schreitet sie durch das Tor und lässt sich widerstandslos von mir zwischen den überwiegend zerfallenen Gebäuden hindurch bis zu einer riesigen Backsteinhalle führen. Sämtliche Scheiben in den mannshohen Rundbogenfenstern der Halle sind zersprungen oder fehlen ganz und Graffiti ziehen sich über die rotbraune Fassade wie Ausschlag. Die ehemalige Tuchfabrik war mal ein beliebter Aufenthaltsort für Junkies und Obdachlose, aber seit Lugh sich hier eingerichtet hat, hält er die Warmblüter fern. Er hat auch dafür gesorgt, dass der antike